Rus. IV 2470/1
[Mursinna]

Komische Erzählungen im Geschmak des de la Fontaine.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Halle,
bey Johann Gottfried Ruff.
1795.

An die Leser.

Die komischen Erzählungen im Geschmack des Boccaz habe ich mit dem sechsten Theil geschlossen, um dies Werk nicht zu bänderreich zu machen. Diese Erzählungen im Geschmacke des de la Fontaine werden nur aus zwei Theilen bestehen.

Wer den de la Fontaine kennt, wird es wissen, daß seine meisten Erzählungen geborgt sind, daß er diese entlehnten Geschichten blos in sein eigenes Gewand einkleidete und nach seiner eigenen Manier bearbeitete. Eben diese Methode habe ich

bei Ausarbeitung dieser Erzählungen gebraucht, eine bekannte, oder minder bekannte Geschichte zum Grunde gelegt, und sie nach meinem Zwek dargestellt.

Die Leidenschaft der Liebe ist die stärkste und heftigste, welche auf jedes menschliche Herz so gewaltig wirkt, daß Alles, was man von Einschränkung dieser Leidenschaft sagt, daß alle Mittel sie abzukühlen, in Ordnung zu bringen, auch nur zu mäßigen, in den allermeisten Fällen ganz vergebens sind, so viel der kalte und abgelebte Moralist, oder die siebenzigjährige Betschwester dagegen auch zu erinnern haben möchten.

Die Verirrungen des menschlichen Herzens sind so mannichfaltig und so unendlich groß, fangen gewöhnlich mit einer verunglükten, oder auch wohl mit einer gelun-

genen Liebschaft an, daß sich beinah alles, was in der Welt geschieht, um den Mittelpunkt Liebe herumdrehet.

Liebe ist eine der edelsten Leidenschaften, wenn sie in gehörigen Schranken gehalten wird, wenn sie auf edle Zwekke und Gegenstände wirkt. Liebe ist eine der gefährlichsten Leidenschaften, die durch ein langsames Gift Seele und Körper zerstört, so bald sie ausschweifend wird und aus ihren gesezlichen Schranken sich losreist.

Wie wenige Menschen dies bedenken können, bedenken wollen, habe ich bereits durch mehrere Erzählungen in dem obengenannten Buch, so deutlich gezeigt, daß mir nur noch wenige Fälle übrig zu blieben scheinen, welche ich in diesen beiden Theilen in ein Gewand der Erzählung und der sinnlichen Darstellung einkleide.

Für Unterhaltung der Leser will ich gewiß sorgen, aber ich denke auch für Belehrung zu sorgen. Doch darüber spreche ich vielleicht mit meinen Lesern im zweiten Theil, bis dahin werden sie sich gedulden und ich erwarte von ihnen, daß sie diesen Theil so gut aufnehmen werden, als sie die 6 Theile der Erzählungen im Geschmak des Boccaz aufgenommen haben. Geschrieben im Februar 1792.

Der Verfasser.

Inhalt
des ersten Theils.

Erste Erzählung.

Theodor, oder die Versammlung der Beutelschneider und Freudenmädchen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Die Szene ist wahrscheinlich zu Paris. Seite 3

Zweite Erzählung.

Die Abendgesellschaft in einer öffentlichen Auberge; mit untermischten kleinen Historietten. 69

Dritte Erzählung.

Zwei Galans gegen einen Hornträger, oder der Mann merkt doch nichts davon. Keine Altagsgeschichte. 131

Vierte Erzählung.

Liebe verwandelt sich in Freundschaft und Freundschaft in Liebe. Eine englische Anekdote. Seite 143

Fünfte Erzählung.

Die Eifersüchtigen. Eine englische Nouvelle. 173

Sechste Erzählung.

Die Branteweinschwestern. Eine italienische Nouvelle. Die aber eben so gut in einer deutschen Stadt geschehen sein könnte. 191

Siebente Erzählung.

Die böse Frau. Ein warnendes Beispiel für jeden Ehelustigen. 207

Komische Erzählungen

im Geschmak

des de la Fontaine.

Erste Erzählung.

Theodor,

oder

die Versammlung der Beutelschneider und Freudenmädchen.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Szene ist wahrscheinlich zu Paris.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Theodor, ein junger Mensch, aus einer ziemlich guten Familie, ließ in seiner Jugend durch sein kluges Betragen viel erwarten, und seine Lehrmeister versprachen sich den glücklichsten Erfolg von ihren Bemühungen. Allein kaum hatte er sein sechszehntes Jahr erreicht, als er mit einemmal sich völlig veränderte und verschiedene liederliche Oerter besuchte. An einem von diesen Oertern traf er einen Erzgauner und Raufer, Namens Bondrille an, welcher vorgab, daß er ihn bei der Armee in Katalogna gesehen habe, er machte ihm sein Kompliment und nannte ihn de la Breche.

Der Neuling in der grossen Welt, unerfahren mit allen Ränken, welche verschmizte Betrüger zu spielen pflegen, hörte es gern, daß man ihn für einen jungen Mann hielt, der bei einer so wichtigen Aktion eine Rolle mitgespielt habe.

Dieser GlükSritter und noch mehrere seines Gelichters, suchten indessen den jungen Menschen ganz in ihren Klubb hineinzuziehn. Sie baten ihn zu sich zu sehr einladenden Abendmahlzeiten, wo die ausgesuchtesten Speisen, feine Weine, muntere Gespräche, kurz alles zur Fröhlichkeit einladete. Aber dies gab denn auch die nächste Veranlassung, daß Theodor, der sonst so sittsame Jüngling, in kurzer Zeit zur ausgelassendsten Lebensart verführt ward.

Rustaut, ein entschlossener Kerl, ein grosser Säufer, der lange unter deutschen Truppen gedient hatte, war der Protektor dieser saubern Bande. Kaum sah dieser Theodoren, als er Bondrillen fragte, und sich erkundigte, ob dieser Cadet Lust hätte, sich unter ihrer Kompagnie anwerben zu lassen.

So weit ich ihn kenne — war Bondrillens Antwort — hat er vortrefliche Anlage zu unserm Metier. Er ist schon so gut als gewis unser. Wir werden ihn gut brauchen können.

Du must ihn nur gehörig unterrichten — versezte Rustaut — sein Aeusseres gefällt mir und ich denke immer, wir werden was rechts aus ihm machen können.

Zugleich wandte sich Rustaut nach dem jungen Menschen hin, grüßte ihn mit vieler Artigkeit und bat ihn zugleich auf den andern Tag zu sich in sein Quartier zum Frühstük, weil gerade an diesem Tage grosse Versammlung bei ihm war.

Theodor — dem wir noch eine Weile den Namen de la Broche lassen wollen — nahm die Einladung an. Er gieng den andern Tag mit Bondrillen in Rustauts Wohnung, wo er den Wirth mitten unter vielen, dem Anschein nach sehr rechtlichen Personen sizzend fand, die mit vieler Ehrfurcht mit ihm sprachen, und auf seine Fragen mit vieler Achtung antworteten. Sie überreichten ihm zugleich viele Kostbarkeiten, auch grosse Geldsummen in Gold- und Silbermünzen; worunter viel leichtes Gold sich befand. Allein Rustaut zog es nicht erst auf der Goldwage auf, indem er wohl wuste, daß seine Leute es bekommen hatten, ohne sich erst Zeit zu nehmen, es genau zu betrachten, und eben deshalb waren sie nicht schuldig, für das Fehlende zu stehen.

Nun sezte man sich zu Tische, wo es an ein Fressen gieng, die Augen, die Hände und die Zähne waren in einer immerwährenden Arbeit, und ein etwas genügsamer Mensch, der als Zu-

schauer bei dieser Szene zugegen wäre, muste diese ganze Gesellschaft entweder für Vielfrasse halten, oder glauben, daß sie ein vierzehntägiges Fasten beobachtet hätte. In Verhältniß des Uebermasses an Speisen die sie verschlukten, liessen sie auch die Gläser tapfer herumgehen. Dies bachanalische Frühstük ward sogleich von einem Mann unterbrochen, der dem Chef dieser honetten Gesellschaft folgenden anonymischen Brief überbrachte.

An Herrn Rustaut,

Der Ueberbringer dieses Briefes ist gewis ein rechtlicher Mann, welcher alle Achtung verdient. Ich bin gut dafür, daß er sehr dankbar sein wird, wenn Sie ihm die Gefälligkeit erzeigen, darum ich inständig bitte, ihm folgendes wieder zuzustellen, nemlich: einen schwarz seidnen spanischen Mantel, mit Spizzen von der nemlichen Farbe besezt, einen Schmaragdstein in einem goldnen Ring gefaßt und ohngefehr funfzehn Franken an baarem Gelde, die man ihm gestern Abend um neun Uhr auf der Brükke Notre-Dame abgenommen hat und die Sie jezt in Ihrer Verwah-

rung haben. Ich bitte recht sehr lassen Sie mich, als einen völlig Unbekannten keine Fehlbitte thun und bedenken Sie dabei, daß Sie es mit einem Mann zu thun haben, der Ihnen schädlich oder nüzlich werden kann.

Ihr

unbekannter Diener.

Nachdem Rustaut diesen höchst unerwarteten Brief gelesen hatte, überlegte er etwas die Sache bei sich. Es fiel ihm ein, daß der Ueberbringer desselben ihn vielleicht selbst geschrieben haben möchte, um auf eine eben so feine als leichte Art zu seinem Eigenthum zu kommen. Es konnte auch sein — dies war ein zweiter möglicher möglicher Fall — daß gewisse Leute, welche die Spizbuben arretiren sollten, dießmal sie noch laufen lassen, aber dafür mit ihnen die Beute zur Hälfte theilen wollten.

Auf der andern Seite wäre freilich die Verwegenheit des Ueberbringers allzugroß gewesen, wenn er es hätte wagen wollen, mitten unter seine Feinde zu treten, ohne eine gewisse hohe und mächtige Unterstüzzung zu haben. Ferner bedachte er, daß es allerdings eine sehr gefähr-

liche Sache wäre, sich bei ähnlichen Gelegenheiten zu entdekken. Wie leicht konnten bestellte Wachen sie auffangen, in ein Gefängniß sie schleppen und zur Todesstrafe verdammen, oder wenigstens sie derb züchtigen und bei einer andern Gelegenheit besser auf sie Acht geben, so daß sie doch früh oder spät dem Wolf in die Klauen fallen müsten.

Diese verschiedene Bedenklichkeiten machten Rustaut sehr unruhig, so daß er nicht wuste, wozu er sich entschliessen sollte. Es gieng ihm ohngefehr so, wie jener guten Frau, welche den heil. Michael ein Wachslicht präsentirte und zur nemlichen Zeit auch eins dem Teufel schenkte, und zu denen, welche sie fragten, warum sie dies thäte, sagte: weil ich so wohl im Paradies als in der Hölle Freunde haben möchte.

Der Anführer der Bande hielt sich ganz streng nach dem Inhalt des Billets, ohne sich an die Zweifel zu kehren, die ihm dabei aufstiessen, und beschloß, einem Unbekannten zu dienen, der ihm vielleicht recht gut kennen möchte. Hierauf wandte er sich an den Ueberbringer des Briefes nnd sagte zu ihm ganz sachte:

Was die beiden ersten Punkte betrift, welche den Inhalt des Briefs ausmachen, will ich gern

die Bitte des Verfassers erfüllen, aber wegen des dritten, muß ich gestehen, daß für das baare Geld bereits Wein angekauft ist, für diese Gesellschaft, die ihn beinah ausgetrunken hat.

Dies will ich herzlich gern missen — war des Ueberbringens Antwort, der ausserordentlich vergnügt war, daß man ihm zur Wiedergabe der übrigen Sachen Hoffnung machte — es ist blos ein Unterpfand des Danks, den ich schuldig bleibe.

Kommt in zwei Stunden wieder — sezte Rustaut hinzu — wenn Ihr Zeit habt, und Ihr werdet das bekommen, was Ihr zu haben wünscht. Ich werde ganz gewiß dafür sorgen. Indessen, wenn man auf die Gesundheit eines Unbekannten trinken kann, will ich sehr gern meine Pflicht thun.

Es wurden sogleich zwei grosse Gläser mit Wein angefüllt und gegenseitig getrunken. Der Ueberbringer bat sich von Rustaut die Erlaubniß aus, einige Bouteillen von dem besten Wein holen zu dürfen, welche sie gemeinschaftlich austrinken wollten. Weil aber rechtliche Leute in dieser Gesellschaft Verdacht erregten; bedankte sich der Anführer der Bande für diese Ehre, und der

Fremde entfernte sich, bis zu der ihm bestimmten Zeit.

So bald der Fremde die Gesellschaft verlassen hatte, redete Rustaut die ganze Bande, im Ton eines regierenden Bürgermeisters folgendergestalt an:

Kinder! Wer von Euch kann mir Nachricht geben, was gestern gegen Abend auf der Brükke Notre-Dame gewonnen ward, man hat mir darüber noch keine Rechenschaft abgelegt?

Anstatt, daß vorher laut gesprochen ward, war mit einemmal alles so still, als wenn Jeder aus der Versammlung die Sprache verloren hätte. Die Schuldigen wagten es nicht, sich hierüber zu erklären, und die andern besorgten, man möchte sie wegen einer Handlung im Verdacht haben, die sie doch nicht begangen hatten; wenn sie mit Wärme ihre Unschuld darthun wollten.

Rustaut glühte vor Wuth und Zorn und das Feuer schien aus seinen Augen zu blizzen, er schob seinen grossen Hut, den er tief ins Gesicht trug, zurük und donnerte folgende Worte hervor:

Alle Teufel sollen Euch zehntausend Millionenmal auf den Kopf fahren, ihr Schurken, die ihr Eure Kameraden betrügen wollt, und die

Achtung aus den Augen sezt, die ihr mir schuldig seid. Wo ist der Brigadier! Welche von Euch hatten gestern diesen Distrikt? Was ist das! Niemand antwortet? Ihr müßt also alle taub und stumm geworden sein. Ein gewisser Mantel und Ring muß sich bei einem, oder bei einigen unter Euch finden. Zum Beweis, daß ich zu dieser Behauptung allen Grund habe — fuhr er fort, indem er den eben erhaltenen Brief auf den Tisch warf — sei dieser Brief. Dieser Brief ist mir wahrscheinlich von einem Manne zugeschikt worden, dessen Befehle wir respektiren, bei dem wir jede Verachtung unstreitig theuer bezahlen müssen. Seid also auf unsere Erhaltung bedacht, indem ihr euch die Gewogenheit solcher verschaft, welche Einfluß auf uns haben können.

Indessen waren Bondrille und ein anderer von der Bande, Namens Brindestok vom Tisch aufgestanden, und hatten das Zimmer verlassen, um Rustauts Befehl zu vollziehn. Hierüber wunderte sich la Breche nicht wenig, daß ein Mann, der nicht anders als von einem Stok unterstüzt gehn konte, andere, welche zu laufen gewohnt waren, so in die Flucht treiben konte.

Derjenige, der mit Bondrillen fortgegangen war, sagte zu la Breche von Rustaut, daß dieser einer von den allergeschikteſten und abgefeimteſten aus der ganzen Geſellſchaft wäre, der ihrer Bande keinen geringen Vortheil verſchaffe.

Stell dir vor — fuhr dieſer Beutelſchneider fort — unſer Anführer iſt ein ganzer Kerl und verſteht ſein Metier meiſterhaft. Unterwegens auf Reiſen und auf dem Lande iſt er ein Bauer, nicht blos nach ſeiner Kleidung, ſondern nach ſeinem ganzen Aeuſſern, nach ſeiner Sprache, nach ſeinen Manieren. In Geſellſchaft der Groſſen, iſt er als ein Vornehmer gekleidet, ſpricht als ein Hofmann, alle Koſtbarkeit in ihren Paläſten kann er mit der bewundernswürdigen Schnelligkeit verſchwinden laſſen und ſie in ſeine Taſchen praktiſiren. Wenn er etwas ſiehet, wenn er auf das Geſehene ſeine Hand legt, iſt er gewis, die Beute zu erwiſchen, nach der er ſeine Angel ausgeworfen. Er giebt jedem aus der Geſellſchaft eine gute Degenklinge, die ihm nichts koſtet, denn wenn er bei einem Schwerdfeger eine leere Degenſcheide bringt, weis er eine Klinge herein zu praktiſiren, indem der Schwerdfeger ihm verſchiedene Klingen vorzeigt.

Er gehet am liebsten in solche Zimmer, wo er niemanden drin vermuthet, und nimmt denn das beste weg, was ihm gerade in der Geschwindigkeit ins Auge fällt und gehet langsam fort. Wenn er mit seiner Beute etwan dreissig Schritt vom Hause entfernt ist, bleibt er wohl eher stehen, als daß er laufen sollte. Er siehet zuweilen nach dem Ort hin, wo er die Kostbarkeit abgeholt, und wenn er welche aus dem Hause kommen sieht, die ihn verfolgen sollen, so geht er ihnen dreust entgegen und verscheucht dadurch allen Verdacht, den sie etwan auf ihn haben könnten. Mitten durch seine Verfolger gehet er durch, und trägt in ihrer Gegenwart seine Beute triumphirend davon.

Zuweilen verkleidet er sich auf eine lustige Art. Er ziehet einen Weiberrok an über seine ne Hosen, über eine Weibermüzze bindet er ein grosses Tuch und zum Ueberfluß verlängert er noch seine Nase um ein Viertel durch eine künstliche. So vermummt mischt er sich am hellen Tage unter die Bauern — selbst als Bäuerin verkleidet — fängt einen kleinen Streit mit den Männern und Weibern an, daraus ein grösserer und zulezt gar eine Schlegerei entstehet, bei

welcher er sich aller Geldbeutel auf die listigste Art zu bemächtigen weis *). Niemand mischt sich gern in die Streitigkeit der Landleute, daher nimmt der Streit und die Prügelei für unsern Chef ein sehr gutes und ehrenvolles Ende.

Er trägt des Abends zwei grosse Puppen heraus auf die Strasse, stellt sie in den Winkel eines Hauses und sich selbst neben ihnen. Diese Figuren haben das Ansehen von zwei grossen starken Kerls, die alles niederzuschlagen drohen, so fürchterlich ist ihr Blik. So bald ein dem Anschein nach reicher Mensch vorbei kömmt, tritt

---

*) Diese Geschichte ist der Sage nach vor hundert Jahren geschehen. An dem Ort wo ich lebe, haben die armen Bauerweiber und Männer noch erst kürzlich nicht von verkleideten Mannspersonen, sondern von wirklichen Mannspersonen, das nemliche Schiksal gehabt. Oft wenn sie in ihre Taschen greifen wollten, fanden sie bereits zu ihrem grösten Erstaunen eine Hand darin, die aber zu einem ganz fremden Körper gehörte. Sie veränderten daher die Mode den Schliz ihrer Rökke zur Seite zu tragen — die vornehmen Damen tragen ihn gewöhnlich hinten — dahin ab, daß sie ihn vorne unter der Schürze trugen und in dieser Gegend die Geldtasche hängen hatten. Allein die fremde Hand fand sehr bald den Weg dahin, folglich mußte abermals eine Veränderung vorgehn. Sie brachten also ihren Mammon in der Gegend des Nabels, unter dem dritten, vierten oder fünften Rok an.

A. d. Herausgeb.

Rustaut hervor, fordert ihm die Geldbörse ab, welche der Unbekannte herzlich gern ohne Widerstand giebt, weil er noch zwei bemerkt, die im Hinterhalt lauren. — Mit solchen Erzählungen ward la Breche unterhalten, um theils eine grosse Meinung von seinem künftigen Herrn und Anführer zu bekommen, theils dadurch selbst Kenntnisse in dem feinen Spizbubenhandwerk zu erlangen.

Jezt trat ein neuer Gast Beaulieu, ins Zimmer, er hatte kurze Zeit in königlichen Diensten auf der See gestanden, und war so eben nach der Residenz zurükgekommen. Das erste, wonach sich dieser Freund und Bundesgenosse der löblichen Spizbubengesellschaft erkundigte, war, nach verschiedenen von seinen Kollegen und Brüdern zu fragen, die er nicht in diesem Cirkel sah.

Dein guter Freund la Bolin, in der ganzen Stadt nur zu bekannt als ein rechter Beutelschneider, ist aufs Land gegangen, um hier eine andere Rolle zu spielen, um das Glük im Spiel zu verbessern; denn, wie du weist, ist er so schnell mit den Händen, daß man mit Augen nicht so geschwind sehen kann. Du wirst es

[stamp]

vielleicht aus der Erfahrung wissen, daß nicht jedes Unternehmen glüklich ausfällt, so gieng es denn auch leider einmal unserm armen Schelm. Vor einiger Zeit brach er aus dem Kelch einer Klosterkirche ein Goldstük von Werth aus, indem er sich, als man ihn darüber ertappte, damit entschuldigte, daß das Gold von geringem Gehalt wäre, und daß er Willens sei, ein besseres Stük hereinzuschenken. Dieser sonst kluge und feine Vorwand ward aber nicht angenommen, er ward aller seiner Vorstellungen ungeachtet ins Gefängniß geworfen.

La Forest und du Buisson plünderten und beraubten die Leute auf der Landstrasse nach der Normandie, sie wurden ertappt und bekamen zur Strafe auf dem grossen öffentlichen Plaz eine so gefährliche Wunde, daß sie daran starben. Lanzerin, la Jeunesse, und la Fleur sind auch nun versorgt, gegen die ungestümen Wellen schlagen sie sich mit hölzernen Waffen durch.

Ihr wollt vermuthlich sagen — versezte Beaulieu — daß sie meinen Plaz eingenommen haben. — Aber fahrt nur in eurer Erzählung fort.

Der heil. Jon, der heil. Karl und der heil. Andres la Batasre — sagte Rustaut — haben ihren Märtyrertod gefunden, man hat sie mit eisernen Keilen getödtet, ihre Reliquien bewahren noch jezt berühmte Wundärzte auf und la Ranne ist in England aufgehangen worden. Als man ihn nach dem Gerichtsplaz, vor der Stadt London führte, glaubte der listige Vogel, daß die Leute in diesem Lande sich leicht würden fangen lassen. Er that nemlich seinen Richtern, und denen, die ihn nach der Gerichtsstätte begleiteten, den Vorschlag, ob sie ihn nicht erlauben wollten, vor seinem Tode noch einmal sein Vaterland zu besuchen, weil er seinen Vater Sachen von der äussersten Wichtigkeit zu sagen hätte, indem er sich vornemlich darauf stüzte, daß man einem Sterbenden nicht leicht eine Fehlbitte thun liesse. Allein ohne sich durch sein Bitten erweichen zu lassen, hieng man ihn auf.

Es ist eine gewisse und ewige Wahrheit — fuhr Rustaut in seiner Erzählung fort — wenn das Maaß voll ist, so läuft es über. Eben dieser arme Junge, war mehr als einmal aus den gefährlichsten Schlingen glüklich entwischt. Unter andern ertappte man ihn einmal des Abends,

als er eben eine Mau. durchbrechen wollte. Eine ganze Schwadron Häscher umringte ihn, schon glaubten sie ihre Beute gewis zu haben, als er ihnen mit einemmal unter ihren Händen entwischte. Das war ein ganz herrlicher Streich, darum ward ich dem Jungen so gut, daß ich mein Leben für ihn gelassen hätte. Höre nur, wie es weiter gieng! Es war ordentlich als wenn die Schurken wären mit Blindheit geschlagen. Sie wusten immer noch nicht, daß ihr Mann entwischt war und faßten einen von ihren Kammeraden beim Ermel, und schleppten ihn unter vielen Stössen ins Gefängniß. Erst jezt merkten sie ihren Irthum. Sie konnten schlechterdings nicht begreifen, wo ihr Mann geblieben sein sollte; da sie keinen hatten laufen sehen. Indessen war der gute Junge zu mir gekommen, und hatte sich, weil öfters bei mir Hausvisitation angestellt wurde, in mein Bette gelegt. Er machte die Rolle eines Kranken ganz vortreflich und da er erst die Nachtmüzze aufhatte, hätte man schwören sollen, er läge in den lezten Zügen. Was ich erwartete, geschah wirklich. Die Häscher glaubten ihren Mann gewis bei mir zu finden. Sie kommen ins Haus, zu mir ins Zim-

mer und sehen den, welchen sie suchen, im Bette liegen. Allein ich eröfne ihnen gleich das Verständniß, ich erkläre ihnen, daß der Mann, den sie im Bette liegen sähen, mein kranker Vetter wäre. Ich treibe meine Betrügerei noch weiter, ich zeige ihnen zwei Teller mit Blut, von dem Aderlaß meines Verwandten. Kurz die Häscher kehren erstauend zurük mit der Versicherung, daß, wenn sie nicht den Mantel und Hut des Entwichenen in Verwahrung hätten, sie die ganze Sache für eine Verblendung halten müsten.

Noch eins — sagte Rustaut mit lauter Stimme, daß es ein Jeder hören konnte — ich gebe allen meinen Mitbrüdern, sie mögen auf Reisen sein, oder nicht, den freundschaftlichen, heilsamen Rath, mit allen Stokmeistern, Häschern, Viertelsknechten und wenn es möglich wäre, mit allen Dienern der lieben Gerechtigkeit, auch mit allen Scharfrichtern, Nachrichtern und Schinderknechten auf einem recht freundschaftlichen Fuß zu stehen, weil man daraus bei Gelegenheit Vortheil genug ziehen kann.

Allerdings — versezte Beaulieu lächelnd — können die erstern manchen armen Schelm, von dem sie selbst überzeugt sind, daß er die unschul-

digste Haut von der Welt ist, aus Ketten und Banden befreien, und lassen denn in alle Zeitungen sezzen, daß er Mittel gefunden, sich des Geschmeides zu entledigen und die ganze Welt glaubt es auch. Allein auch die zweite Klasse von Freunden kann helfen, wenn sie nur helfen will. Es scheint lächerlich, daß diejenigen, welche dem Menschen das Leben zu nehmen bestimmt sind, es ihm erhalten könnten; allein ich weis Fälle, daß sie wirklich so einen Menschen gerettet haben, indem sie durch die Luftröhre eine kleine Röhre anbrachten und dadurch das Athemholen, selbst wenn er am Galgen hieng, beförderten.

Nicht allemal — fiel Rustaut lächelnd ein — aber man hat wohl Beispiele, daß man einem solchen Patienten unter den Schultern einen Strik angebracht hat, ehe man die Waffen des Fürsten angelegt und noch verschiedene andere Rettungsmittel weis ich, zum Besten derer, welche ein Mißgeschik in die Hände solcher Menschen führt.

Nun ward der vorher erwähnte Mantel herbeigebracht, den bald nachher der wahre Besizzer in Empfang nahm. Man stellte ihm auch seinen Ring zu; aber er machte damit Rustaut ein Ge-

schenk. Dieser wuste nicht, wie er sich dabei zu verhalten hätte; er war nicht gewohnt, Sachen auf eine so gute Art, selbst mit Einwilligung des Besizzers zu nehmen, blos also in Rüksicht, daß es der Eigenthümer übelnehmen würde, wenn er ihm den Korb gäbe, nahm er den Ring mit Dank an.

Indessen trat in das Versammlungszimmer eine Alte ein, Namens Angilberde, begleitet von einem grossen alten magern Mann, der trokken und so dürre war, als ein Stokfisch, in der Hofnung, daß er ein reiches Mädchen zur Frau machen würde, welche sie indessen zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts gebraucht hatte, welches sie ganz laut sagte, ohne darüber zu erröthen. Dies schien Lukas — so hieß der ehrliche hagere Mann — etwas übel zunehmen; allein eine grosse Maschine, ein jovialischer Kerl, Namens Royer, öfnet ihm das Geständniß, daß man allerdings einen Unterschied machen müste, zwischen einem Mädchen, die es sich nie hätte einfallen lassen, ein Kind zu bekommen und doch eins bekommen hatte und zwischen einem andern, die eben so gelebt und doch keins bekommen, von dem erstern wäre man völlig überzeugt, daß sie

zum Ehestande tauge, von dem zweiten müste man es aber erst erwarten. Es wäre daher kein Zweifel, daß die vorgeschlagene Parthie sich ganz herrlich zur Ehegenossin, Mutter und Hausfrau schikke.

Rustaut war verwandt mit Jakkelinen — so hieß das Freudenmädchen, der man einen alten Mann verschaffen wollte — und kannte auch den Lukas, der jezt etwas besser angezogen war, als gewöhnlich, wenn er auf den Strassen herumlief, und Lebenswasser verkaufte. Er redete ihn an:

Guter alter Freund! Es ist nun einmal ein alter löblicher Gebrauch, daß die Liebhaber, wenn sie vor ihren Gebietherinnen erscheinen, sich herauspuzzen; aber es ist auch gewis, daß wer einen so starken Bart hat, als ihr, daß, der kleinste Theil des Gesichts daraus hervorblikt, bei euren Jahren, ihr euch nicht recht zum Ehestandskandidaten schikt. Bedenkt nur selbst eure Jahre die ihr auf dem Nakken habt, so daß man eure Abreise aus dieser Welt nicht erst beschleunigen, sondern sie ruhig abwarten darf. Ich bin gewis, ihr werdet, ehe ihr es euch selbst vermuthet in der andern Welt seyn, wer also etwas dort zu bestellen hat, kann es euch ja je eher je lieber mitgeben. Wenn ihr etwan die Hälfte so alt wäret,

als ihr wirklich seid, denn könnte man noch eher euren Wunsch erfüllen. Eine junge Frau ist wie eine alte Uhr, die immer krank ist, wenn sie nicht oft aufgezogen wird. Ein alter Mann ist in diesem Stük gleich einem Faß mit Wein, der sauer ist und zu nichts taugt, weder Kraft noch Geschmak hat. Was kann euch die grosse Allongenperükke helfen, die ihr auf habt, welche so weit herabhängt, daß man die Farbe eures Kleides nicht erkennen kann? Ihr glaubt, diese Wust von Haaren macht euch jung und ihr bedenkt nicht, daß ihr dadurch noch weit älter aussehet! Ich will mich nicht weiter aufhalten, euch vom Kopf bis zu den Füssen zu beschreiben, damit ich in dieser honetten Gesellschaft keinen Ekel verursache. Aber bedenkt es nur selbst, ihr stehet am Rande des Flusses der Vergessenheit. Ihr müsset sehr weit zurükgehen, wenn ihr an die Quelle der Jugend kommen wollet und um desto mehr betrügt ihr euch, wenn ihr glaubt, daß ihr eine Frau für euch allein haben könnt, die sich nicht von andern bedienen lassen sollte. Was denkt ihr von dem ganzen Handel? — fuhr er fort und sah Roger an, um seine Meinung darüber zu erfahren.

Ich denke — versezte dieser feine Gauner — daß es Lukas so machen will, wie gewisse Poltrons, die nicht eher eine Festung ersteigen, als bis die Bresche weit genug geöfnet ist, daß sie ohne Mühe hereinkommen können, und daß Jakkeline sich bei ihrer Wahl eines Liebhabers nach der Mode richte, wie die Wölfinnen — die Huren — welche gewöhnlich die häßlichsten Subjekte zum Gegenstande ihrer Liebe wählen. Allein kurz und gut, Lukas und Jakkeline müssen einmal Mann und Frau werden, denn sie haben sich einander die Ehe versprochen. Es ward festgesezt, daß seine künftige Gattin nach dem Tode ihres Mannes, ein jährliches Wittwengehalt von hundert Thaler beziehen sollte, ob man gleich wuste, daß sein ganzes Vermögen nicht zwei Pfennige werth war.

Jakkeline war immer gedekt, denn sie hatte recht gute Bekanntschaften, die ihr so viel Geld gaben, als sie nöthig hatte. Jezt gieng sie ganz schlecht angezogen, darüber sich Lukas allerdings beschwerte. Allein er erhielt vom Roger die Antwort, daß sie viele schöne Kleider hätte, die sie mit Fleiß nicht angezogen, weil sie zu dem jezigen Zwek um mit ihm zu Bette zu gehen, sehr gut gekleidet wäre.

Die Ehepakten wurden sogleich von einem Notarius aufgesezt, und die Ceremonie der Trauung folgte unmittelbar darauf. Die Hochzeitmahlzeit bestand aus einem guten Rinderbraten und verschiedenen andern Delikatessen. Sie ward bei einer alten Kuplerin, Namens Ragonde, gehalten, welche ihr Metier aus dem Grunde verstand. Um hier recht nach Herzenslust zu schwärmen, hatte man zur Zusammenkunft mit Fleiß ein recht abgelegenes Haus gewählt, wohin kein rechtlicher Mann so leicht kam, er müßte sich dann verirrt haben.

Ragonde trieb mancherlei Geschäfte, und befand sich recht wohl dabei. Sie schlug die Karte, prophezeihte aus dem Kaffesaz, lieh auf Pfänder, schloß Heirathen, kuppelte zwei Personen, ehe sie es sich selbst versahen, zusammen. Ihr stärkster Handel bestand aber mit Mädchens, wodurch sie ganz artige Summen zusammenbrachte. Ein großer Trupp derselben war immer davon in ihrem Hause vorräthig und wer Belieben und Geld hatte, konnte wählen. Fast noch mehr zog sie aus dem blossen Verkauf der Jungferschaft, und das Mädchen blieb dabei noch immer ihr Eigenthum. Das räthselhafteste dabei ist, daß die einmal ver=

kaufte Jungferschaft nicht etwan im Preise fiel, sondern zusehens stieg. Diesen neuen Tribut verdankte sie einem sehr herrlichen Arkanum, das immer ein Geheimniß bleiben wird, weil es mit dem Tode der guten Frau verloren gegangen ist. Durch mir unbekannte Spezies brachte sie ein solches zusammenziehendes Kompositum heraus, daß der Betrug nie entdeckt werden konnte. Dies Geheimniß war für sie eben so viel werth, als wenn sie den Stein der Weisen gefunden hätte, und ich wag es zu behaupten, daß es ihr mehr einbrachte, als wenn sie hätte Gold machen können.

Ragondens Töchter — denn sie nennte sich Mutter von diesen Freudenmädchen — empfingen die Braut, deren Hochzeitpuz nicht besser war, als der vorhin beschriebene, mit einem Gruß und mit einem lauten Juche! Juche! Alle diese Mädchens waren in dem leichtesten und durchsichtigsten Negligee gekleidet — vielleicht war die schrekliche schwüle Witterung dieses merkwürdigen Hochzeittages schuld daran. — Hierzu kam noch die seltsamste Maskerade, welche diesem Freudentag einen neuen Glanz geben sollte. Einige hatten kleine Häubchen auf, die unter dem Kinn zugebun-

den waren, und längst dem Halse hiengen an einer Schnur unzählige Eier, welche das Ansehen von Amuletten hatten. Andere hatten Pomadenbüchschen, wohlriechende Wasser, Schminkkästchen und dergleichen in den Händen. Eine andere trug eine grosse Mandeltorte, eine dritte einen Aschkuchen, eine vierte einen Baumkuchen, eine fünfte eine Schüssel mit Obst, eine sechste einen Napf voll Devisen, eine siebente einen Korb mit Champagnerwein und so weiter. Kurz es war der schönste Aufzug, den man sich nur denken kann.

Alle diese gekünstelten Jungfern hatten grosse Schmarren im Gesicht, welche sie von ihren Liebhabern beim Trunk oder bei einer andern Gelegenheit empfangen hatten. Sie suchten sie aber so viel es sich thun ließ durch grosse Haartouren zu verbergen, wenn sie durch Krankheit ihre eigene bereits verloren hatten. Eine von ihnen gieng etwas zu frech; sie hatte nicht einmal ein Halstuch um, und trug ihr grosses Brustwerk zur Schau; welches aber ebenfalls mit Narben zerfizt war und am Tage durch eine künstliche Tragbinde in Elastizität erhalten wurde. Das lächerlichste Bild unter allen aber war eine

schmuzzige Küchenmagd, welche einen grossen Schwamm trug, befestigt mit einem Schniersenkel an ihrem Mieder.

Rustaut bemerkte dies Aschenbrödel am ersten, und fragte ziemlich höhnisch, ob sie ihn mit wohlriechendem Wasser angefüllt hatte.

Roger versezte: Warum nicht gar! Du kannst doch leicht merken, zu welchem Behuf sie ihn hat, vielleicht brauchst du ihn heute noch selbst. — Und die ganze Versammlung fing ein schmetterndes Gelächter an. —

Indessen waren alle diese Buhlerinnen in einem Augenblik verschwunden, um eine neue Rolle zu spielen, die ihrem Karakter angemessen war. Sie erschienen nach einer geraumen Zeit in einen weit glänzendern und wollüstigern Anzug, daß jeder von den Zuschauern, dem eine solche Metamorphose noch nicht bekannt war, sie für ganz andere Mädchens halten muste. Ihre blühende Gesichtsfarbe verkündigte das Alter der Unschuld, ihr geschmakvoller Anzug ließ glaubend machen, daß sie Frauenzimmer von Stande wären, und selbst ihr Aeusseres und ihre Manieren entsprachen der Maske, hinter der sie sich verbargen.

Die Gäste zu diesem feierlichen Beilager wurden nicht erst gebeten, sondern Jeder der für sein eigen Geld zehren wollte, hatte dabei einen freien Zutritt. Jeder war hier willkommen, weil keiner dabei erschien, der nicht bereits im Orden eingeweihet war. Es waren also lauter lustige Cumpans, Herzensbrüder und gute Freunde zusammen und alles verkündigte den fröhlichsten Tag, den sie lange nicht so fröhlich gehabt hatten.

Die Zahl der Gäste war so groß, daß sie kaum das Zimmer fassen konnte. Man sezte sich zu Tische. Man fieng an zu essen, ohne das gewöhnliche Tischgebet zu sprechen, endlich sagte doch einer aus der Gesellschaft das Benedicite, welches er noch in seiner Jugend gelernt hatte.

Hast du das noch nicht vergessen — versezte Roger — oder schmekt dir nicht anders die Suppe?

Ich möchte wohl wissen — sagte eine von den Mamsells — wozu diese Ceremonie helfe?

Man gab ihr zur Antwort: daß man die bösen Geister damit zu vertreiben dächte, damit sie bei der Mahlzeit einem keine Inkommodität machen könnten.

Ich habe einen so guten Appetit — entgegnete das Mädchen — daß wenn jezt ein Teufel erschiene, ich ihn mit Haut und Haaren ungebraten verzehren wollte.

Die Unterhaltung wurde jezt immer lebhafter, wozu der Wiz des schönen Geschlechts nicht wenig beitrug.

Cloris, ein artiges Ding, ein Zögling der Mutter Ragonde, eine von den schönsten Mädchens unter dem ganzen Troß, sagte zu la Breche, der mit ihr liebeigelte: Ich dächte, lieber Junge, wir schlössen zusammen ein ewiges Bündniß. Wir scheinen für einander geschaffen zu sein, eher als die Brautleute. Mir würde es wahrhaftig wenig Schwierigkeit kosten — fuhr sie fort — denn ich liebe dich so heftig, als ich nur will, dir meine Jungfrauschaft aufzuopfern. Du bist ein zu fetter Bissen. Einen solchen Kernjungen trift man nur selten an.

Indessen unterhielt sich Roger an der andern Seite des Tisches mit zwei hübschen Dirnen. Er stellte ihnen in einem Ausguß von Beredsamkeit vor, daß man seine Jugend geniessen müsse, so lang man noch könnte, indem man bis jezt noch keine schöne alte Leute gesehen hätte.

Ragonde hörte von fern, daß dies Wasser auf ihre Mühle wäre, und schrie so laut, als es ihre schwache, heissere Stimme erlaubte, die sie vorher mit einem Glas Wein zu verstärken suchte und schien wirklich in Zorn zu gerathen. Man hörte weiter nichts als ein dumpfes Geräusch, ohne nur eine Silbe davon zu verstehen. Sie faßte — da Worte nichts halfen — Rogern beim Kragen, um ihn zur Erde niederzudrükken, mit dem bedeutenden Ausdruck: daß sie ihn Mores lehren wollte, er müßte in ihrem Hause Respekt gebrauchen und sehen, wen er vor sich hätte.

Allein eine andere Kuplerin, die schon mit dem einen Fuß im Grabe stand, Namens Quentine — eine Tante der Mutter Angilberde — die bei diesem grossen Fest mit ihren Pflegekindern ebenfalls zugegen war, suchte sie zu besänftigen.

Sei doch nicht wunderlich — sagte sie — es sind ja nur noch Kinder, sie sind noch so jung, daß sie mit leichter Mühe aus des Lukas Ehe Urenkel erleben können.

Dieser kleine Zwist war beigelegt. Roger, der das Feuer der Zwietracht entzündet hatte,

suchte es auch wieder zu dämpfen, und trank auf Ragondens Gesundheit ein volles Glas aus.

Mit einemmal hörte man auf der Gasse ein grosses Geräusch. Alles war in der grösten Erwartung. Man glaubte nicht anders als daß der Politeiinspektor mit den heiligen Engeln die ganze volle Gesellschaft in Empfang nehmen und an einen andern Ort hin transportiren wollte. Man war besorgt, die Wache würde sogleich hereintreten und Hausvisitation halten.

Ragonde, so bestürzt sie selbst war, bat doch die Tischgesellschaft, sie möchte sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Allein hieran kehrte sich Keiner. Jeder suchte sich so gut zu verstekken und zu verkriechen, als es sich in der Geschwindigkeit wollte thun lassen. Einige liefen auf den Boden, andere in den Keller und diejenigen, welche gar keinen Bescheid im Hause wusten, verstekten sich mit den Mädchens an geheime Oerter, von denen sie glaubten, daß man sie nicht durchsuchen würde.

Die draussen vor der Thüre schienen die Wohnung zu belagern und durch ihr starkes Klopfen sich selbst einen Eingang zu verschaffen. Alles war in Furcht, weil man glaubte, daß bei einem

allgemeinen Gefecht kein Stein auf dem andern bleiben würde. Ragonde war indessen ganz allein im Speisezimmer geblieben, und wagte es endlich, nachdem sie glaubte, daß sich jeder würde verborgen haben, hinter der Gardine durchzukuken, um die Geister zu sehen, welche diesen Lermen verursachten.

Hochzeitgäste! Hochzeitgäste! Juchei! Juchei! Vivat! Vivat! erscholl vor der Thür und die gute Mutter ließ es so stark als sie vermochte nachklingen, daß es jeder der Verstekten hören konnte. Die Magd muste jezt schnell die Thüre eröfnen, und es traten herein: Rondrilke, Brindestok, Beaulieu und mehrere von diesem Gelichter, alles gute Freunde und Kumpans vom Hauptanführer Rustaut. Sie begleiteten einen von ihren Gesellen, der eine gute Hammelkeule einem Fleischer gestohlen hatte, die er endlich nach vielen Umwegen, nachdem er beinah von dem ganzen Fleischergewerk war verfolgt worden, hier sicher an den Ort seiner Bestimmung bringen konnte.

Die zerstreuten Haufen kamen jezt aus ihren Schlupfwinkeln hervor, pflanzten sich wieder in bunter Reihe um den Tisch herum, und es wur-

de aufs neue wieder aufgetragen, als wenn die Mahlzeit erst beginnen sollte. Dieser Zuwachs an Fleisch machte noch mehrere Speisen und Gerichte nöthig und es wurde auch noch mehr Wein herbeigeschaft.

In dieser noblen Gesellschaft waren Blonde und Brünetten, Demoisells, Bürgertöchter und Bauerdirnen, alles durch einander, aber alles von aussen rechte hübsche Kinder, denen man ihre innern Gebrechen nicht ansah. Die Männergesellschaft bestand aus Edelleuten und Bürgern, die aber alle keine andere Beschäftigung trieben, als daß sie unaufhörlich die grosse Kunst studierten, wie sie von dem Ueberfluß ihrer Nebenmenschen ganz gemächlich leben könnten. Es schien, als wenn diese Leutchen nach dem Sokrates eine Gesellschaft errichten wollten, wo alle Mannspersonen alle Frauen, und alle Frauenzimmer alle Männer nach Belieben geniessen könnten.

Ein recht schalkhaftes und verliebtes Mädchen, der man es ansah, daß sie es würde gern gesehen haben, wenn eine solche Einrichtung bald allgemein möchte eingeführt werden, sah sich am ganzen Tisch herum und sagte: es wird doch unter der Gesellschaft kein Kastrate sein, denn

der müste als ein unnüzzes Glied von dem ganzen Körper abgesondert werden, damit die andern gesunden Glieder durch ihn nicht angestekt würden.

Diese Leute — versezte Roger — sind gute Dachdekker; ihre Arbeit will gar nicht von statten gehn.

Du hast wohl recht. Allein sie verstehn sich schlecht aufs rechnen, denn sie können nicht einmal multipliciren. Ihre Unterhaltungen sind trokken und unangenehm, weil sie nie zur Hauptsache kommen.

Hierauf sagte dies lustige Ding, welches der ganzen Gesellschaft so gern das Zwergfell erschüttern wollte, zu einer ihrer Nachbarinnen, welche erst seit kurzem ihre Probe abgelegt, daß sie hätte sagen hören, sie wäre eine Kokette.

Darüber wundere ich mich gewaltig — erhielt sie von der Gefragten zur Antwort — daß Sie dies schon wissen, weil ich es nicht lange erst geworden bin.

Ja, ja, das heisse ich eine Antwort auf eine Frage — sagte eine zweite.

Ich wundere mich — sagte die erstere — daß Sie nicht fragen, was ich in der folgenden Woche

mir für einen Namen geben werde, denn Leute von unserm Metier verändern Namen und Wohnung gern oft.

So bald sie sah, daß sie es mit keiner Dummen zu thun hatte, ließ sie diese zufrieden und machte sich an eine andere von dem nemlichen Gelichter, welche Diane hieß. Sie erzählte von einer Kammerrädin, welche sie mit dem Finger zeigte, daß diese bald fertig wäre, und sich nicht mehr lange halten könnte. Sie könnte nicht einmal so viel verdienen, daß sie einen Schuhflek zu bezahlen im Stande wäre, daß sie sich einen falschen Namen gegeben und vorgäbe aus vornehmer Familie abzustammen, sie heisse eigentlich Fiacrin.

Ein andres Mädchen Philipatte, welche von ihren Liebhabern aus Galanterie Silvie genannt ward, nahm sich das an und nahm es sehr übel, daß man sie so schlecht machen wollte. Sie stand auf, zeigte auf ihre lange — falsche Haare — und schwur bei allem, was heilig war, daß Jeder, der so schlecht von ihr sprechen könnte, sie unmöglich kennen müste, sie wäre wirklich von gutem Stande und altem Adel und wollte diese ihre Behauptung durch Briefe und Zeugen bestätigen.

Sie hat wahrhaftig recht — sagte Roger ganz laut, ohne sich an einen zu wenden; als wenn seine eigne Bemerkungen ihm plözlich entführen — Sie hat wahrhaftig recht, ich weis, daß viele hundert rechtliche Leute zu mir gesagt haben, das ist ein nettes Fräulein, ist auch eben nicht theuer. Der Preis gehet noch an und sollten solche Zeugen nicht bewährt sein, so darf sie nur einige tausend Liebesbriefe vorzeigen, die einen grössern Werth in meinen Augen haben, als ein erschlichener Adelbrief. Nicht wahr Fräulein Hoaß Houß de la Mothe von Tronliput!

Das arme Fräulein hatte weder ihren Kopf, noch ihren Verstand auf dem rechten Flek, und konnte also kein Wort zu ihrer Satisfaktion vorbringen. Ihre Worte erstarben ihr auf der Zunge, die sie vorbringen wollte, den schändlichen Roger recht nachdrüklich zu züchtigen,

Indessen wünschte sich Diane, welche die scandaleuse Chronik komplett haben wollte, hierüber mehr Licht. Sie fing mit Simonetten, ehemals Louyson du Marais genannt, die nemliche auf der die erste Anspielung eigentlich gehen sollte, Händel an; und mit dieser verband sich

wieder die argwöhnische Silvie. Nun entstand unter allen dreien Dirnen ein heftiger Wortwechsel, der sich mit Stössen, Ohrfeigen, falschen Haar ausreissen endigte. Das Schlachtfeld war wie besäet, mit Florlappen aus den Kleidern gerissen, mit Mousselin, mit zerstreuten Taffet, mit Spizzen, mit Stükken Bänder, mit grossen und kleinen Haartouren und mit andern Kleidungsstükken, deren sie sich noch vor wenigen Minuten bedienten, sich herauszupuzzen. Jezt musten sie sich mit den zusammengesezten Ueberresten ihres Sonntagspuzzes so gut helfen, als sie nur konnten, so daß diese neue Tracht beinah das Ansehen von aufgeklekten Pflastern, oder von einer Harlekinsjakke gewann. Der bis auf die Fersen herabfliegende Haarpuz machte, daß sie mehr Hexen, als Buhlerinnen ähnlich sahen, überdies waren sie genöthigt, ihr ganzes Gesicht mit Pflastern zu bekleben, um die langen Narben zu bedekken, welche sie sich einander mit ihren scharfen Nägeln gekrazt hatten.

Rustaut wollte mit Freuden die Mühe über sich nehmen, die verunglükten Schönen wieder in Ordnung zu bringen, allein die Matrone Ragonde verbat es unter dem Vorwande, daß

dies unanständig wäre, und nöthigte diesen dienstfertigen Mann, auf der Stelle Abbitte zu thun, womit die sämmtlichen Frauenzimmer und Damen sehr wohl zufrieden waren.

Roger, der beinah einzig und allein der Urheber des Streits und der ruhigste Zuschauer dabei gewesen, war jezt auch Zeuge ihrer Versöhnung. Um seine Freude ihnen darüber zu erkennen zu geben, sang er ihnen folgendes lustiges Liedchen vor, das gewissermassen auf die gegenwärtige Handlung Bezug haben sollte:

Ha! trallerallera! Ha! trallerallera!
In unserm Serail
Sind lauter Freuden
Und keine Leiden.

Ha! trallerallera! Ha! trallerallera!
In unserm Serail
Ist kein Mädchen besser
Ist kein Mädchen schöner.

Ha! trallerallera! Ha! trallerallera!
In unserm Serail
Trinken wir mit Lust
Aus dem Becher der Wollust.

Ha! tralleralleral Ha! tralleralleral!
In unserm Serail
Herrscht kein Rang
Herrscht kein Zank.

Ha! tralleralleral Ha! tralleralleral!
In unserm Serail
Schenken wir den Wein
Aus vollen Krügen ein.

Ha! tralleralleral Ha! tralleralleral!

Dieses Liedchen, das sich der gute Roger vielleicht aus dem Stegreif erdacht haben mochte, ermunterte die ganze Gesellschaft. Mamsel Cloris, die ein sehr glükliches Gedächtniß hatte und Text und Melodie in diesem Augenblik auswendig wuste, glaubte der honetten Kompagnie keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn sie bei dieser Gelegenheit ihre wunderschöne Stimme hören ließ.

Wie gefällt dir mein Gesang? Cupido hat ein grosses Maul dazu gemacht — sagte Cloris zu Roger, der genau zuhörte.

Junges Ding, was frägst du noch lange — war die Antwort von Roger — froh must du sein, daß wir bis ans Ende zugehört haben.

Gott sei Dank, daß das Lied aus ist! Ich wollte zu deinem elenden Singsang noch allenfalls den Triller schlagen, wenn ich wüßte, daß wir auf eine andere Art zusammen passen könnten. Allein ich zweifle, das Ding ist noch zu jung.

In diesem Fall wünschte ich mir lieber dort den jungen Kutscher — gab die Kleine zur Antwort, indem sie Theodorn meinte, der schon längst mit ihr geliebäugelt hatte — mit dem werde ich gewiß fertig werden können und er mit mir. Ich habe ein zu gutes Augenmaaß.

Ich glaubs — entgegnete Roger — du kannst Recht haben. Es könnte aber vielleicht der Fall seyn, daß man den Keil hineinschlagen müßte, wie es die Schuster zu machen pflegen, wenn sie enge Stiefeln auf den Leisten schlagen, um sie dadurch zu erweitern. Herzenspüppchen! du bist ja mit einemmal so stumm, wie ein todter Fisch. Der Schrekken, den ich dir unvermuthet eingejagt, war etwas zu groß. Ich bitte, bitte um Vergebung,

Herzensjunge, Zukkerpüppchen, Engel — sagte hierauf dies verliebte Ding zu Theodorn — sieh einmal, wie Roger uns mit Gewalt zusam-

menkuppeln will. Ich möchte dir nur vorher Unterricht in der Sache geben, damit — —

Dazu habe ich wahrhaftig keine Zeit — sagte Theodor — denn ich kenne überdies das Handwerk von Hörensagen schon, und weis so viel davon, daß man in einem Augenblik Meister darin werden kann. Vielleicht könnte ich dir noch eher Unterricht darin ertheilen. Es versteht sich, aber alles blos nur von Hörensagen. Du liesest viele Bücher, du wirst mich also schon verstehen, wir wollen die ganze Metamorphose durchspielen, wenn es dir gefällt. Ich dächte wir fiengen damit an, daß du Andromeda und ich den Perseus machte. Was meinst du?

Ueber den Spizbuben, über den Galgenstrik! rief sie, und lachte dabei so herzhaft, daß das ganze Zimmer davon ertönte. — Man hätte denken, sollen daß er kein Wasser betrüben könnte, so stille schien er zu seyn, und nun sieht man erst, daß er der ausgelassenssenste und abgefeimteste von der ganzen Bande ist.

Lukas war indessen ganz stille vor sich am Tische geblieben, ohne ein Wort zu reden, oder sich sonst irgend eine Bewegung mit den Händen zu machen. Ragonde, die auf die ganze Tisch-

gesellschaft aufmerksam war, bemerkte das, und sagte zu ihm:

Holla! Herr Bräutigam. Wollen Sie denn ihr Geld umsonst ausgegeben haben. Sie machen uns mit ihrem mürrischen Wesen zugleich alle mit mürrisch und verdrüßlich. Trinken Sie ein Glaß Wein und werden munter und caressiren Sie doch etwas mit ihrer Mamsel Braut. Wollen Sie, daß sie zuerst den Anfang machen und sie beim Kragen fassen soll? Dies würde allerdings wider Anstand und Sitte seyn. Sie ist die Bescheidenheit und Tugend selbst. Und wagt es jezt, da sie einmal Braut ist, und wie wir alle hoffen, diese Nacht Frau werden wird, auch keine Mannsperson anzusehen, ohne dabei zu erröthen.

Ich zweifle daran keinen Augenblik — versezte der Herr Einfaltspinsel Lukas, respektiver Bräutigam bei diesem hochansehnlichen Hochzeitschmauß — daß sie bald sich mit dem einen, bald mit dem andern genekt hat; aber alles in Ehren, ich will einen theuren Eid schwören, daß sie bei allen den Spielereien, Küssereien, Lezkereien, Nekkereien der Himmel weis, was die Mädchen alles für Possen zu machen pflegen, daß meine

Braut — ich will es recht laut sagen, damit es die ganze Gesellschaft höre — bei allen diesen Anfällen, Ueberlaufen, Ueberrennen, Drükken und Drängen von Mannspersonen, noch immer eine Jungfer geblieben ist, bis ich sie diese Nacht, weil es einmal so seyn soll, entjungfern werde.

Wer kann sich des laute, durchdringende, weitschallende Gelächter gedenken, das von der ganzen Gesellschaft, die Braut und den Bräutigam nicht ausgenommen, erhoben wurde. Es war nicht anders, als wenn nach einem gegebenen Zeichen ein lautes Juche und he! he! he! he! ertönte und mit vielfachem Echo wiederhallte. Jeder wuste die Ursach dieses unbändigen Gelächters, der allein nicht, der dazu die Veranlassung gegeben.

Ich sehe es wohl, — fieng Lukas aufs neue an, nachdem das Gelächter etwas nachgelassen hatte — daß sie jezt zurükhaltender ist als jemals, sie macht sich mit Niemanden als mit den Franzosen und Fremden zu thun.

Allein in Absicht der eigentlichen Sache, ihr versteht mich wohl, fiel Roger ein — soll sie eine natürliche Engländerin seyn, ich sezze einmal dies wäre die Stutterei, so würde sie für das

schönste englische Stuttenpferd passiren, allein sie verlangt auch einen rechten Zuchthengst, wenn sie gute Fohlen nachgehends werfen soll. Doch sie hat lange genug gearbeitet, sie muß auch etwas Ruhe haben.

Es ist wahr — versezte hierauf Ragende — du Lukas haßt oft Holz geschlagen, ehe du mit Zakkelinen bist versprochen gewesen, du solltest bedenken, daß eine mit wenig Proviant versehene Festung vom Feinde leicht erobert werden könne.

Aber sie bekam folgende Antwort: daß er nie Wein getrunken hätte, daß er mehr darum geheirathet, um sich mit einer Frau zu unterhalten, als mit ihr fleischlich zu vermischen, und daß er sein Weib für viel zu klug hielt, als daß sie ihm seine Unschuld rauben sollte, die er bis jezt immer unbeflekt zu bewahren gesucht hätte.

Ragonde und die ganze Gesellschaft fieng ganz herzlich an zu lachen und man sang folgendes Liedchen, das sich wahrscheinlich einer aus dem Stegreife erdacht hatte, Lukas zum Possen. Die Komposition wollte ich in einem Notenblättchen beilegen, wenn sie mir nicht wäre verloren gegangen, den Text weis ich noch auswendig:

Wenn du wirst in der Hölle sein,
Wenn du wirst in der Hölle sein,
Der gute Teufel Lucifer
Wird befehlen seinem Küster:
Jag doch diesen Narren fort
Der bei Weibchen und Wein
Nie wollte fröhlich sein,
Ha! trallerallera, ha! trallerallera.

Schönstes Kind — sagte la Bresche zu einem andern Mädchen von gleichem Schlage, welche die Mutter Ragonde erzogen hatte — du hast mein Herz gestohlen, ich muß dich dafür in den Leib kützeln.

Aber die Alte nahm es sehr übel, daß er eine solche Zote in Gegenwart aller der honetten Mädchen gesagt hatte.

Roger sagte zu ihm, ob er denn nicht wüste, daß man die Ohren keuscher als alle übrigen Glieder erhalten müsse, denn sonst wären sie gute Freunde geblieben. Lächelnd fuhr er fort und sagte: Hier sind lauter ehrliche Mädchen, aber ihre Gouvernantin ist eine Erzsau.

Indessen wurden zur Abwechselung mancherlei Liederchen gesungen, welche alle auf Liebe und Wein Bezug hatten.

Niaise sagte zu Bondrillen — um etwas wizziges zu sagen — sie hielt ihn für geschikt, junge Leute in der Medicin zu unterrichten, nach allen den Erfahrungen, die er bereits gehabt hätte.

Bondrille fand sich darüber sehr beleidigt, sprang im Zorn vom Tisch, in der Absicht sie übel zu behandeln. Sie läuft fort, er ihr nach, holt sie ein, er will sie an die Ohren ziehen, mit welcher Strafe er sie längst bedrohet hatte. Warte du Rabenaß, verdient hättest du, daß ich dir wenigstens eins von deinen Ohren abschnitt, allein da du einmal als eine Landläuferin und Hure bekannt, und als solche an deinem eignen Leibe gebrandmarkt bist, so mag es so hingehen und ein einziges Wort aus deinem zukkersüßen Mäulchen Vergebung, soll deine ganze Strafe seyn.

Vergebung! — sagte das Mädchen — und die ganze Gesellschaft wiederholte Vergebung! Vergebung! — Nun ward wenigstens mit diesen beiden Leuten Friede geschlossen.

Ein anderer Beutelschneider Namens Thibaut, der bereits besoffen war, fieng mit einem Mädchen aus der Gesellschaft, welche Quentine hieß, Händel an und nannte sie eine alte Hure.

Das ist wahr — sagte sie — du alter Hurenjäger und Hörnerträger.

Dies nahm der andere übel, und wollte nach Quentinen schlagen, welche aber durch Ragondens Vorsicht noch mit genauer Noth entkam. Sieh dich vor was du thust — sagte die leztere zu ihrer Schwester; denn wenn du unversehens auf ihn fallen solltest, köntest du dich an seinen Hörnern stoßen.

Ragonde machte jezt Jagd auf Theodorn. Allein er zog sich schnell zurük indem er sagte:

Dein Athem wäre allein im Stande mich zu vergiften, wenn der Wein, den ich getrunken, nicht das beste Gegengift gegen alle Anstekkung wäre.

Sie war wirklich mit Wasser und Feuchtigkeiten durch und durch angefüllt, so daß es schien, daß alles Essen und Trinken sich in dergleichen Flüssigkeiten verwandelt, indem sie aus den Augen und aus der Nase in grossen Quantitäten herausfloß.

Die glänzenste unter allen Schönheiten, welche hier brillirte, war eine gewisse Clytie. Allein diese stralende Sonne, welche blos von Alchimisten angebetet war, verließ sehr bald die

Gesellschaft, indem sie einem Weibe folgte, welche eine Serviette unter dem Arm trug, als wenn sie auf den Markt gehen wollte, und der Schöne nur ein paar Worte ins Ohr lispelte.

So bald sie das Zimmer verlassen hatte, erfuhr man, daß dies kleine niedliche Ding, noch erst vor kurzem auf dem Felde gearbeitet, auf der Wiese einmal mit einem jungen schlanken Menschen Rosen gepflükt und dabei so sterblich verliebt geworden, daß sie sich unmöglich hätte enthalten können, sich selbst dem Jüngling anzubieten, der bei ihr andere Rosen gepflükt, und ob es gleich das erstemal gewesen, seine Sache doch so gut gemacht, als wenn er schon viele Jahre darin Uebung gehabt hätte. Von dieser Zeit an habe sie sich vorgenommen, die Feldarbeit zu verlassen und in der Stadt die Mamsel zu machen. In diesen Staat habe sie sich so gut zu schikken gewust, daß sie alle von ihrem Metier weit überträfe, und daher auch die besten Kunden an sich zöge.

Ihre Reizze waren wirklich so anlokkend, ihre Manieren so einnehmend, ihre Sprache so beredt, daß keiner der mit ihr Liebe pflegen wollte, erst zu gewissen stimulierenden Mitteln seine

Zuflucht hätte nehmen dürfen, als z. B. zu überzukkerten Ingwer oder zu eingemachten Maikäfern. Der Edelmann sowol, als der Hofmann, der Kaufmann wie der Advokat, der Schüler und der Lehrer, der Alte und der Jüngling alle waren ihr willkommen, und wenn sie ihr zuweilen weiter nichts geben konnten, als Geld, so war sie auch damit zufrieden, und wuste den Verlust des erstern durch einen rüstigern Kerl zu ersezzen.

Nach dem Beispiel der Lais, jener berühmten sicilianischen Buhlerin, ward sie nie der Liebe satt. Ihr Haus war nie ohne Galans, so wie ein gutes Weinhaus nicht ohne Gäste ist. — Doch ich muß wieder den Faden der Geschichte da aufnehmen, wo ich ihn hatte fallen lassen; man wird mir diese kleine Ausschweifung verzeihen.

Indessen entfernte sich Jakkeline, welche vor dem Lukas einen ordentlichen Ekel hatte, ob er gleich ihr angetrauter Gatte war, unter dem schlechten und einfältigen Vorwand, als wenn sie ihr Wasser lassen wollte und kam nicht wieder zum Vorschein. Vielleicht das einzige Beispiel einer Braut an ihrem Hochzeittage, das uns bis jezt wenigstens die Geschichte aufbewahrt hat. Sie kehrte sich wenig daran, daß man sich über ihr

seltsames Betragen aufzuhalten schien; sie entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Um Mitternacht legten sich einige schlafen, andere streiften auf den Strassen umher als Glükstritter ein angenehmes Abentheuer zu bestehn, eine Schöne auf der Gasse zu besiegen, oder ihre Dulcinea zu besuchen. Diejenigen, welche in dem Brauthause bei Madam Ragonde, als Hochzeitsmutter übernachtet hatten, waren den andern Morgen, so bald sie nur die Augen ansschlugen, so heißhungrig, daß sie über die Ueberreste vom vorigen Abend herfielen, und alles rein aufzehrten.

Bondrille kam jezt, eingehüllt in drei bis vier Mäntel, aus Furcht vor der Verkältung, und unterbrach ganz unvermuthet die frohe Gesellschaft. Er schien etwas unruhigen Geistes zu sein, weil er mit vier andern seines Gelichters in der Nacht fortgegangen war, die aber noch nicht nach Hause gekommen waren. Er sagte, er hätte lange in allen Winkeln der Strasse aber vergebens gewartet, so daß er davon ganz lendenlahm geworden wäre, und kaum mehr stehen könnte.

Bald nach ihm kamen sie auch angezogen, beladen mit einem Sak voll Wäsche und Kleider,

den sie bei der Abfahrt einer Kutsche hinten vom Wagen losgeschnitten hatten, indem sie den Reisenden beim Aufpakken halfen. Ein anderer hatte beim Spiel seinem Mitspieler einen schönen Mantel abgenommen, den er der Wärme wegen über einen Sessel gehangen.

Bondrille nahm bei so bewandten Umständen seine fröhliche Miene wieder an und fieng folgendergestalt zu reden an:

Unsere Gesellschaft bestehet gröstentheils aus ramasirten Leuten, welche den Namen tapferer Männer und erfahrner Kriegsmänner mit Recht verdienen, sie übertreffen die leztern noch öfters durch ihre List und Verschlagenheit. Sie gehen zum Beispiel zum Ballspiel mit einem schlechten Mantel gekleidet, mischen sich unter die Spielenden, und ehe man es sich versieht, entfernen sie sich, lassen ihren schlechten Mantel liegen, und nehmen dafür einen bessern. Bei dem Kegelspiel fehlen sie auch nie, und machen da ebenfalls einen so sichern Fang, als bei dem erstern; nicht weniger finden sie sich an dem Ufer des Flusses ein, wo sich vornehme Personen baden, und wissen auf die listigste Art von der Welt die besten Sachen der Badenden wegzukapern, die überdies in einer

solchen Verfassung sind, daß sie unsern Leuten unmöglich nachsezzen können, wenn sie auch in dem nemlichen Augenblik die Vertauschung gemerkt hätten.

Auf die Art werden unsere Leute von kleinen und unbedeutenden Unternehmungen zu den grösten Projekten zugezogen und angeleitet, die uns, da wir alle insgesammt tapfere und entschlossene Leute sind, unmöglich fehlschlagen können. Wenn sie es erst so weit gebracht haben, dann heissen sie erst unsere Brüder, die Unsichtbaren, die Dunkeln. Einer von diesen Unsichtbaren gewann im vorigen Winter für sich allein mehr, als sechs andere in zwei Jahren zusammengenommen gewinnen können. Er gieng alle Abend mit der Fakkel in der Hand durch die Strassen, und wenn es nun einem oder dem andern einfiel die Gelegenheit einer so schönen Heimleuchtung zu benuzzen, brachte er ihn an einen solchen Ort, wo er und der Fremde nur ganz allein war, löschte seine Fakkel schnell aus, faßte den Patron beim Kragen, und zwang ihn, die noch nicht vollendete Heimleuchtung theuer genug zu bezahlen. Aber es ist Jammer und Schade, dieser ehrliche Kerl ist nicht mehr, man hat ihm die Seele aus dem Leib

be gezogen, wie man Wasser aus einem Brunnen ziehet, und jezt wehet der Wind sanft unter seinen Füssen, und auch wir werden ihn vergessen, da wir so viele ehrliche Kumpans vergessen haben. Ein solcher ehrenvoller Tod, in Gegenwart so vieler tausend Zuschauer, die Mitleiden mit dem armen Schelm haben, und für ihn ihre Gebeter zum Himmel schikken, ist in meinen Augen mehr werth und stärker zu wünschen, als vor Hunger zu sterben, im Gefängniß zu verschmachten, durch Schifbruch auf eine wüste Insel geworfen zu werden, und da einen langsamen Tod erwarten.

Ein anderer von unsern Leuten, der gegenwärtig im Felde ist, und den man den schönen Springer nennt, wegen seiner ausserordentlichen Behendigkeit, wird noch ein brauchbarer Junge werden. Noch vor einigen Tagen leerte er sehr fein die Mantelsäkke zweier Edelleute aus, welche auf die Jagd geritten waren. Er nahm einen nach dem andern vor, indem er sich stellte, als wenn er ihnen etwas am Zeuge des Pferdes fest machen wollte, und bei dieser Gelegenheit diesen Coup verrichtete.

Wir haben auch — fuhr Bondrille fort — gewisse Weiber an der Hand, deren vornehmstes

Geschäfte ist, die Landstrassen zu durchstreichen, so wie auch gewisse Versammlungsörter, und dann uns getreulichen Rapport davon abzustatten. Wir gebrauchen sie auch dazu, die Gelegenheiten in den Häusern auszukundschaften. Unter dem Vorwande, ein Licht anzuzünden, oder sich nach einer Miethe zu erkundigen, oder Sachen zum Verkauf auszubieten, schleichen sie sich in die besten Häuser ein, und erreichen gewöhnlich ihren Zwek, uns von dem Nachricht zu geben, was wir gern wissen wollen. Diese ehrliche Weibsbilder können wir nicht blos als treue Wächter gebrauchen, sondern sie geben uns sogar Anschläge zu unsern Unternehmungen, und verstehen die grosse Kunst die Sachen meisterhaft zu verbergen, die wir ihnen zur Verwahrung anvertrauen. Sie verstehen auch die grosse Kunst, die Sachen zu verändern, daß die ersten Eigenthümer sie nie wieder erkennen können, wenn sie sie auch zu sehen bekommen sollten. Davon kann ich aus der Erfahrung sprechen. Denn kurze Zeit nachher, als ich in die Gesellschaft der Brüder aufgenommen wurde, traf ich sie bei einer Menschenhändlerin an, wo wir damals zu schlafen pflegten, ich gab ihr meinen Mantel, den ich gewöhnlich trug, und

bat sie ihn auszubessern und zu reinigen. Allein als ich ihn den andern Tag umhängen wollte, wuste ich wahrlich nicht, ob dies mein Mantel wäre, oder ein anderer, so gewaltig hatte er sich in einer einzigen Nacht verändert. Er hatte ein ganz andres seidnes Ueberzeug bekommen; das Kollet dazu hatte eine ganz andere Verwandlung erleben müssen, es war umgewendet und mit seidenen Schnüren besezt, da es vorher mit goldnen Tressen gallonirt war. Die Täuschung gieng so weit, daß, als die gute Frau meine Sachen mir überreichte, ich darauf hätte schwören wollen, daß sie sich versehen, und mir ganz andere anstatt der meinigen gegeben hätte.

Aber das Haupt von allen verschlagenen Weibern, worauf unsere Gesellschaft allerdings stolz sein kann, muß ich doch auch noch beschreiben. Sie gehet durch die Stadt mit einem Sak von Stroh, und wenn sie Gelegenheit findet, ihren Schnitt zu machen, gehet sie in ein solches Haus wirft ihr Paket ab, und nimmt dafür ein besseres, das ihr gerade in die Augen fällt. Schlechter kann es nie sein, als das, was sie an die Stelle des genommenen hinstellt. Sie nimmt auch an-

dere Proceduren vor; denn sie hat einen sehr erfindrischen Kopf. So sezte sie noch vor einigen Tagen bei einem Kaufmann der mit seidnen Waaren handelt ein Kind ab, und nahm dafür ein Stük seiden Zeug. Wer bei diesem Tausch eigentlich gewonnen haben mag, wird die Zeit lehren, vielleicht mag es dem Kaufmann lieb gewesen sein, daß er ein Kind bekommen hat, wenn er noch keines hat; und um einen so wohlfeilen Preis, als um ein Stük seiden Waaren, kauft man doch bis jezt noch kein Kind.

Um es kurz zu fassen — sezte Bondrille hinzu — wir leben gewissermassen nach der Weise der Zigeuner, welche alles was sie brauchen, bekommen, ohne arbeiten zu dürfen, wir sind noch glüklicher, wir haben ausgebreitete Bekanntschaft, können uns länger an einem Ort aufhalten, werden nicht so häufig verfolgt, leben besser und vornehmer, und haben auch ansehnliche Patrone und Gönner.

Er erzählte hierauf seine Kriegsthaten, und sagte, daß ein gelehrter Magister ihm vorhergesagt, daß er bei einem Handgemeng sein Leben verlieren und auf dem Felde würde begraben wer=

den. Dies traf denn auch wirklich ein *), denn er ward ertappt, als er eben sein bestes Kunststük probiren wollte, das ihm aber zum Unglük mißlang; man brachte ihn kurze Zeit nachher auf den gewöhnlichen Exekutionsplaz am Seinfluß, wo er getödtet ward, in Gegenwart einer sehr grossen Versammlung, welche sich hier eingefunden hatte, um dies Schauspiel mit anzusehn; denn ward sein Körper auf die Landstrasse gebracht, wo ein altes Rad ihm zum Sarg diente.

Einige von unsern Schlägern hatten mit verschiedenen honetten Bürgerkindern Bekanntschaft gemacht, welche sie in allen Stükken frei hielten, und zu deren Geldbeuteln sie, wenn sie nur wollten ihre Zuflucht nehmen konnten. Sie suchten bald Gelegenheit, unter ihnen Uneinigkeit zu machen, um sie auch eben so bald wieder zu versöhnen, oder wenn es einmal sein sollte, sich mit ihnen zu schlagen, daher sprachen sie von weiter

*) Ist eine Anmerkung nicht des erzählenden Beutelschneiders, sondern des Erzählers dieser Nouvelle, welches ich wohlbedächtig darum erinnere, damit nicht einer von meinen Lesern auf die Gedanken fallen möchte, als wenn der Gaunert schon einmal gestorben und dann wieder von den Todten erstanden wäre.

nichts, als von Kopf herunter hauen und von tausend Stükken zerhakken. Aber so weit kam es nie, diese feine Gaunerte fiengen nur darum Streitigkeiten und Uneinigkeiten an, verhezten die besten Freunde miteinander, um sie desto leichter bei einem Glase Wein wieder versöhnen zu können. Nachdem beim Wein das Band der Freundschaft nur desto fester wieder geknüpft war, wurde noch überdies ein eigner Tag angesezt, an welchem die neuen nunmehr versöhnten Freunde und Brüder, einen grossen Schmauß hielten, der desto glänzender und zahlreicher war, je heftiger die Beleidigung gewesen. An diesem Mahl hatten alle Schläger und alle Sekundanten bei den Duellen Antheil, und man hätte glauben sollen, daß wirklich eine Schlägerei vorgefallen wäre, so tumultarisch gieng es dabei her, das Gespräch war fast allgemein von Schlägereien. Jeder rühmte dabei seine Heldenthaten, und erzählte mit vieler Grossprecherei, wie viele er bereits zu Schande gehauen, wie viele von ihm gezeichnet wären, daß sie sich wohl hüten würden, mit ihm noch einmal Händel anzufangen. Lustig war es allerdings, dergleichen Unterhaltungen mit anzuhören, vornehmlich wenn man wuste,

daß gerade der, welcher am meisten von seinen Heldenthaten sprach, der feigste Mensch war, der nie eine Klinge geführt hatte, und der, wenn er je Händel bekam, die Sache immer auf eine gute Manier beizulegen wuste.

Diese jungen Flüchtlinge welche sich auf Gnade und Ungnade diesen eben so geschwäzzigen als gefrässigen Poltrons anvertrauten, hätten Gut und Blut verwettet, daß sie wirklich die Eisenfresser wären, dafür sie sich ausgaben. Sie sahen schon in Gedanken und freuten sich darüber herzlich, wie ihre ärgsten Feinde als Leichen da lagen, ins Gras gestrekt von diesen Braven, welche sich sehr grosse Namen gaben. Sie waren doch wenigstens Chevaliers und Mitglieder von sehr berühmten Orden, sie waren so klug sich Namen von grossen Heiligen zu geben, die jezt wegen des grossen Gedrängs der Heiligen nicht mehr im Kalender einen Plaz finden.

So grosse Freiheit und Ausgelassenheit auch vordem, da diese Raufer Ragondens Haus noch besuchten, in demselben herrschte, so stille und eingezogen war alles, seitdem diese daraus verbannt waren. Die ganze Büchse der Pandora schien über dasselbe ausgeschüttet zu seyn, so lange

diese Wildfänge noch darin hauseten und ihr Wesen trieben.

Jezt war aber darin alles anders. Es ward dieser Venustmpel im Kleinen, oder wenn man auch will im Grossen, blos von Aminteen, Mariannen, Gavotten, Nanonen, Chariteen, Parthenicen, Ciprinen, Amaranthen, Fanchons, Celimenen und Klorinden bewohnt. Diese Göttinnen von aussen, nahmen Besuche an von jungen Leuten, welche die Liebe blos aus Romanen kannten, und gern ein lebendiges Bild als Gegenstand ihrer Liebe zu haben wünschten, um desto dreuster zu werden, wenn sie einmal bei ihren Gebietherinnen erscheinen sollten, oder wenn sie Lust hätten sich zu vermählen.

Kurz man sprach jezt von weiter nichts, als von den mannigfaltigen Spielen der Liebe. Ragonde verschloß sich in ihr kleines Serail, mit allen diesen Schönheiten, die aber so viel Wunder der Natur zu seyn schienen. Hier beschäftigte sie sich blos ihren noch unerfahrnen Töchtern den deutlichsten und gründlichsten Unterricht zu geben in allen den verschiedenen Methoden und Manieren, die zu ihrem Handwerk schlechterdings nothwendig waren.

Sie musten vor einem Spiegel die Zurükhaltung studiren, welche in tausend Fällen nothwendig ist; sie musten die Kunst lernen, ihre Reizze und Annehmlichkeiten geltend zu machen, auch im Nothfall sie noch erheben; zuweilen müsten sie sich in die Lippen beissen, um ein Hochroth auf ihren Lippen entstehen zu lassen, ihre Wangen bemahlen, um einen lebhaften Tein zu bekommen; sie musten verliebte Blikke nach dem geliebten Gegenstand schiessen lassen, um ihn noch verliebter zu machen. Kurz ich müste ein ganzes Buch schreiben, vielleicht dikker als gegenwärtiges, wenn ich die tausend und eine Vorlesung, welche Mutter Ragonde ihren Töchtern gehalten, dem Publikum vorlegen wollte.

Nichts wurde gespart um die äussere Schönheit durch einen geschmakvollen Anzug noch zu verschönern. Wohlriechende Pommaden, dergleichen Wasser, von Jasmin, von Orangeblüthen und dergleichen wurden in grossen Quantitäten verbraucht; nichts wurde gespart, um aus einer plumpen Dorfmagd ein Frauenzimmer von Stande zu schnizzeln. Da hieng man falsche Perlen und Rubinen von allen Couleuren um ihren weißgebleichten Hals, der durch Kunst und Zeit die

Quittenfarbe verloren hatte. Mit einem Wort, nichts wurde vergessen, um allen diesen Schönen die höchste Annehmlichkeit zu geben. Sie nannten sich unter einander alle Schwestern und Ragonden ihre liebe Mutter.

Theodor, welcher mit Mamsel Cloris die engste Freundschaft geschlossen hatte, bekam sie beinah täglich bei Ragonden zu sehen, lebte mit ihr und mit den andern Freudenmädchen, worunter er stets die Wahl hatte, höchst ausschweifend. Dies liederliche Leben, des vorher so gesitteten jungen Menschen dauerte geraume Zeit, ungeachtet der nachdrüklichsten Vorstellungen, welche ihm verschiedne von seinen Freunden dagegen machten. Aber es ereigneten sich sonderbare Auftritte, die ihn lehrten, daß man nicht immer gegen den Strom schimmen könnte, sondern am Ende ermatte, daß die Ausschweifungen eine goldne Pille ist, worauf früh oder spät Nachwehen erfolgen.

Die Policei hatte ein wachsames Auge, und bemächtigte sich in kurzer Zeit verschiedner übelberüchtigter und liederlicher Leute, womit bald die Gefängnisse angefüllt wurden. Ragonde und

die meisten ihrer Pensionairinnen waren davon nicht ausgenommen.

Das waren die Folgen von dem Umgange mit liederlichen und ausschweifenden Leuten. Ragonde muste nun ihre ganz grosse Wohnung mit einem elenden Loch vertauschen, und sah jezt erst mit ihrem Schaden ein, daß sie unter allen Gewerben, die man nur treiben kann, gerade das unglüklichste erwählt habe.

Bald nachher kam der Befehl, daß die meisten von diesen Freudenmädchen nach den neu entdekten Inseln sollten gebracht werden. Es wurde eine ganz Parthie vor dem Louver eingeschifft, um sie so nach Rouen zu transportiren. Einige glaubten, daß man ihnen die Strafe schenken würde, da sie durch diese Stadt von vielen angesehenen Personen vorbeigeführt wurden, welche vordem mit diesen Mädchen im genauen Umgang gestanden hatten. Andere, die etwas eitel und eingebildet, selbst bei diesem Unglük waren, sagten, daß wenn ein türkischer Bassa vor ihrem künftigen Wohnort einmal vorbeikommen sollte, er sie gewiß mitnehmen und dem Großherrn vorstellen, der ihnen bei der ersten Revue gewiß das Schnupftuch zuwerfen würde.

Am Ende nahmen sie von allen den schönen Freudenörtern den lebhaftesten Abschied, wo sie sich so manchmal divertirt hatten. Thränen standen ihnen dabei in die Augen, daß sie eine Stadt verlassen sollten, die so viele Reizze hatte, und alle diese Reizze sollten sie nun entbehren.

Viele von den Strassenräubern und Beutelschneidern wurden theils gerädert, theils aufgehängt, theils auf Galeeren geschmiedet, kurz es wurde diese ganze Rotte mit der Wurzel ausgejätet, so daß man von diesen Stöhrern der allgemeinen Ruhe sicher ward, und jeder wieder in der Stadt so wohl als auf dem Lande vergnügt und sicher leben konnte

Dies war also das unglükliche Ende solcher Menschen, die durch ihre unordentliche Lebensart, die Urheber von ihrem eigenen Untergang waren. Solche unnüzze und verderbliche Menschen muß man für Auswüchse halten, die einmal mit den Uebeln verbunden sind, welche in dieser Welt obwalten.

Theodor war noch zum Glük diesem Schiffbruch entgangen, weil er einige von den Häschern sich zu Freunden gemacht hatte, welche gegen ein gutes Trinkgeld seine Entwischung beförder-

ten, oder wenigstens nicht hinderten. Er söhnte sich mit seinen Eltern wieder aus, die anfangs nichts von ihm wissen wollten; er treibt jetzt eine anständige Beschäftigung, gehet mit rechtlichen Leuten um, und führt sich ganz seinem Stande gemäß auf.

Möchte doch jeder der ebensfalls so wie er, in liederliche Gesellschaft gerathen ist und sich der Ausschweifungen aller Art überlassen hat, seinem Beispiele folgen. Solche Avanturiers, Glüksritter, oder wie man sie sonst zu nennen pflegt, wollen ihr Glük verbessern, und ihrem Schiksal gleichsam troz bieten, und müssen am Ende gewöhnlich noch die Schande erleben, daß ihre eigene Feinde über ihr Unglük jubiliren.

Zweite Erzählung.

Die Abendgesellschaft in einer öffentlichen Auberge

mit

untermischten kleinen Historietten.

Ein lustiger Schwank.

Schon hatte man in den Gewölben und Kramladen der großen Stadt Paris Licht angestekt; schon wimmelten die Straßen von Menschen, die theils aus angenehmen Gesellschaften, theils von ihren Geschäften nach Hause eilten; schon ließ man Fakkeln vor den Wagen vortragen, deren Schein die Sterne zu verdunkeln schien: als Melander, ein Landedelmann, der in seinen Geschäften nach Paris gereist war, endlich seinen Freund Polidas in der Auberge antraf, nachdem er viermal vergebens nach ihm gefragt hatte.

Nach vielen gegenseitigen Komplimenten und Bükklingen, wie sie damals auf dem Lande Mode waren, umarmten sie sich freundschaftlich, erkundigten sich nach ihrem Wohlbefinden, fragten einander, wie es zu Hause stünde. Dann sprachen sie — wie es nun einmal unter den Strohjunkern Sitte ist — über eine Stunde von wei-

ter nichts als von ihren Kühen, Schweinen, Hämmeln und welschen Hünern, deren Wohlstand ihnen weit angenehmer zu hören war, als die Gesundheit aller Koketten und Huren in Paris.

Nachdem dergleichen Fragen und Antworten von beiden Seiten waren gemacht und erwiedert worden, schien Melander das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen zu wollen, indem er Polidaten fragte:

Ich wundere mich, daß ein Mann als sie sind, der so viele Verwandte und Freunde in der Stadt hat, in einem öffentlichen Wirthshause logiert?

Es würde mir leid thun — entgegnete Polidat — wenn meine Verwandten und Freunde mir nicht erlaubten hier zu wohnen, weil sie mir dadurch das größte Misvergnügen von der Welt verursachten und mich in meinem Vergnügen stören würden. Hier bedient man mich nach Wunsch, wie ich es haben will. Ich darf nur ein Wort sagen, so thut man, was ich befehle. Bei meinen Verwandten oder Freunden würde ich stets in Unruhe leben, weil ich immer besorgen müste, daß ich ihnen beschwerlich wäre. Hier finde ich alles, was ich nur wünsche;

Trete ich nur ein paar Schritt aus meinem Zimmer, so befinde ich mich, wenn ich will, in einer großen Gesellschaft. Ich kann auch ein Mädchen zu meinen Diensten verlangen, wenn ich es haben will. Hier könnte ich fremde Sprachen lernen, und ich erfahre alles was in Paris, selbst was in den entferntesten Provinzen geschieht.

Jezt — fuhr er fort — logiren hier mancherlei Leute, verschiedene die sich hier wegen ihrer Processe aufhalten, Schriftsteller, Zeitungsschreiber, Journalisten, Deputirte aus den Provinzen, Kapitains ohne eine Kompagnie, unverschämte Hofschranzen, die viel Geld in Paris durchbringen, ohne etwas zu verdienen, die ganze Tage im Louver zubringen, ohne dort Geschäfte zu haben, oder auch nur einen einzigen Menschen zu kennen. Wir haben auch noch andere Leute hier, die allein so viel sind, als alle diese zusammengenommen, kurz die alles sind, ob sie gleich im Grunde nichts sind. Von dem andern Geschlecht sage ich kein Wort, weil die Frauenzimmer nicht mit uns essen, sondern ihr Essen sich auf ihr Zimmer bringen lassen. Doch muß ich sie wenigstens mit einer sehr schönen Frau bekannt machen, die sich hier wegen eines Processes

aufhält, ihr Kammermädchen, daß sie bei sich hat, ist nicht übel. Es logiert auch hier eine artige Gräfin, deren Adel mir aber verdächtig vorkömmt, ferner eine adliche junge Wittwe, deren Mann noch nicht todt ist, oder um mich besser auszudrükken, die nie einen gehabt hat.

Das muß wahrhaftig ganz herrlich sein — unterbrach ihn Melander, wenn man in eine solche gemischte Gesellschaft kömmt, wo man so viele Menschen kennen lernt, wo einem ganz sonderbare Karaktere aufstoßen.

Sie sollen sie sehen — fiel Polidat ein — noch heute Abend müssen sie mit uns essen. Sie dürfen nur die Ohren aufsperren, wenn Sie sich recht divertiren wollen: denn ich bin gewiß, daß heute nichts in Paris vorgefallen ist, und seit vierzehn Tagen bis drei Wochen in ganz Europa, was Sie nicht noch diesen Abend in unserer Gesellschaft hören werden. Darüber dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie von den entlegendsten Gegenden die neusten Nachrichten erfahren, so bald ich Ihnen sage, daß die Zeitungsschreiber öfters ganz außerordentliche Curiere bekommen. Außerdem werden sie mancherlei Geschichtchen hören, lustige und traurige Erzählungen von Pro-

cessen, von Heirathsstiftungen, von Beschreibungen mancher Lustbarkeiten. Hier werden Sie sehen manchen weinen, manchen lachen, hier werden sie Narren und Weise, Edelleute und Bürgerliche antreffen. Kurz Sie werden hier diesen einzigen Abend mehr Dinge erfahren, als Sie in der Stadt in einem ganzen Jahr hören können. — Es bleibt also dabei, Sie essen heute Abend mit uns, nicht wegen der kostbaren Gerichte, die man Ihnen auftragen wird, sondern vielmehr wegen der angenehmen Gesellschaft, die Ihnen unendlich mehr Vergnügen machen muß, als die grösten Lekkereien.

Ich will ihr Anerbiethen annehmen — versetzte Melander — und heute Abend mit Ihnen essen. Allein ich wünschte, daß ich in der Lage wäre — fuhr er mit einem Seufzer fort — daß ich mich vergnügen könnte. Aber ach! ich bin versichert, daß alle diese Leute vor mir sein werden, ohne daß ich sie sehe, daß sie reden, ohne daß ich sie höre; weil ich so betrübt bin, daß mein Geist schlechterdings an keine andere Sache denken kann, als an diese einzige.

Da muß denn — fiel Polidat ein — ihre Betrübniß sehr groß sein?

Allerdings — versezte Melander — und damit sie selbst davon urtheilen können, will ich Ihnen die ganze Veranlassung von Anfang an erzählen.

„Als ich das leztemal in Paris war, verliebte ich mich in ein Mädchen, die weder von hohem Stande, noch von grossem Vermögen war, die aber zur Schadloshaltung dafür unendlichen Verstand und noch unendlichere Reizze von der Natur empfangen hatte. Diese Liebe zu ihr nahm zusehens zu, und da ich es am wenigsten glaubte, empfand ich leider, daß ich nicht mehr Herr über mein Herz war; daß meine Vernunft nicht weiter über mich herrschte; mit einem Wort, daß ich im höchst möchlichsten Grad verliebt war. Ich suchte mich daher bei diesem liebenswürdigen Frauenzimmer bekannt zu machen, und mich bei ihr einzuschmeicheln. Wenn man einmal liebt, strebt man doch nach nichts mehr, als daß man wieder geliebt wird, ich sparte daher keine Mühe, keine Kunstgriffe, ihr Herz zu rühren, aber nie konnte ich zum Zwek kommen.„

„Alle Beweise meiner zärtlichen Liebe, die ich ihr gab, waren ihr unerträglich. Alles was ich ihr zu Gefallen that, schien sie noch mehr gegen

mich zu erbittern; und ich fand so zu sagen das Geheimniß, mich verhaßt zu machen, indem ich auf Mittel bedacht war, Liebe bei ihr zu erregen. Der Widerwille, den sie gegen mich bezeugte, verursachte mir nicht so viel Verdruß, als das Mißvergnügen, als ich über die Entdekkung empfand, daß sie eine wirkliche Kokette wäre. Jeden sah sie freundlich an, der mit ihr buhlte, vornemlich war unter den vielen Galans, die ihr die Aufwartung machten, immer Einer, den sie am besten leiden konnte; mich aber konnte sie unter allen am wenigstens leiden.„

„Alles dies brachte mich nothwendig zu dem Entschluß, sie ganz zu vergessen, meine Liebe zu erstikken, die ich für sie trug. Ich erfüllte wirklich diesen meinen Vorsaz auf eine kurze Zeit, ich bekam sie nicht zu sehen, sprach auch nicht mit ihr, allein alles dies verschaffte mir doch keine Erleichterung. Sie schwebte stets vor meinen Augen, sie beschäftigte mich durchaus ganz; und ich glaubte sie immer vor mir zu sehen, ob sie gleich nicht da war. In einem solchen traurigen Zustande brachte ich geraume Zeit zu, und ertrug alle Uebel, die nur ein Liebhaber ausstehen kann, der von seinem geliebten Gegenstande ent-

fernt ist. Nur zu bald merkte ich, daß die Abwesenheit von meiner Gebietherin, mich nur noch verliebter machte, anstatt daß ich glaubte, sie mit der Zeit vergessen zu können, und eben deshalb nahm ich mir fest vor, meine Unerbittliche noch einmal zu sehen und zu sprechen, und alles in Bewegung zu sezzen, sie für mich einzunehmen.„

„Meine Schöne hatte nur ein geringes Vermögen, überdem war sie unter meinem Stande, ich zweifelte daher nicht, daß ich nicht den Vater — ihre Mutter war bereits gestorben — überreden, daß er nicht mit vielem Vergnügen mir das Jawort geben sollte. Ehe ich diesen Schritt that, wünschte ich doch ihre eigene Einwilligung zu haben; allein sie behandelte mich nicht besser als gewöhnlich, und nun beschloß ich, mich wegen dieser Verachtung zu rächen, und sie von ihrem Vater zur Gattin zu erbitten.„

„Der Vater empfing mich auf eine Art, als ich kaum erwartet hatte, er schäzte es sich für eine Ehre, daß ich seine Tochter heirathen wollte, und gab mir die Versicherung, daß sie bei einiger Weigerung wohl gehorchen müßte. Das Mädchen hatte viel dagegen einzuwenden, und sagte

unter andern, daß sie sich nie entschliessen könnte auf das Land zu ziehen, weil sie eine solche Lebensart nicht würde gewohnt werden. Allein ihr Vater drang mit Heftigkeit darauf, daß dies einmal sein Wille wäre, daß er es haben wollte, daß es zu ihrem eigenen Besten gereichen würde, daß täglich reichere Mädchen aus bessern Häuser sich auf das Land verheiratheten und da recht vergnügt lebten.„

„Alle diese Gründe konnten sie doch nicht dahin bringen, sich zu ergeben, und auf ausdrüklichem väterlichen Befehl gab sie mir ihre Hand, aber nie konnte ich in ihrem Herzen einem Plaz erlangen. Nach unserer Verheirathung blieb ich etwan noch vierzehn Tage in Paris, und vielleicht würde ich noch länger hier geblieben sein, um sie nur zufrieden zu erhalten, wenn mich nicht die Eifersucht genöthigt hätte, noch eher abzureisen, als ich mir vorgenommen hatte, wenn ich nicht mit Augen gesehen, daß der vorher schon erwähnter Galan noch immer bei ihr Eingang fand, daß sie diesem vor allen ihren Liebhaber selbst vor ihrem Mann, den Vorzug gab.„

„Ich reiste daher mit ihr aufs Land, so schmerzhaft es für mich war, daß ich sehen muste,

mit welcher Mühe sie folgte, so daß man sogar gezwungen war, sie mit Gewalt in den Wagen zu tragen. Es geschah also nicht aus Pflicht, nicht aus Liebe, daß sie Paris verließ, sondern aus Nothwendigkeit. Meine Liebe nahm dadurch im mindesten nicht ab, vielmehr scheint es, daß ihr Kaltsinn, ihr Widerstreben meine heftige Liebe nur noch vermehrte, da ich doch, wenn ich meine Vernunft hätte brauchen können, sie hätte hassen müssen. Unterwegens suchte ich ihre Thränen zu troknen, durch neue Betheurungen meiner heftigen Liebe, durch die heiligsten Versicherungen, daß ich sie ewig lieben würde; allein diese Vorstellungen wirkten nicht auf ihr verhärtetes Gemüth. Unaufhörlich bereute sie, daß sie die schönste Stadt in der Welt habe verlassen müssen, daß sie nun ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen genöthigt wäre, entfernt von allen großen glänzenden Gesellschaften, die sie von Jugend auf besucht hatte.„

„Ich gewann durch diese Entfernung nichts. Immer kalt, immer gleichgültig gegen mich, that sie nicht einmal, als wenn sie meine Frau wäre. Als wir nach Hause gekommen waren, zog mir ihre unerträgliche Eitelkeit, ihr übertriebener Stolz

und ihr schlechtes Herz manche schlimme Händel und manche Streitigkeiten mit meinen Nachbaren zu, welche mir so viele Unruhe machten, daß ich mich kaum zu retten wuste; endlich wurden sie aber doch durch die Bemühungen meiner vertrautesten Freunde wieder beigelegt.„

„Wir lebten eine geraume Zeit zusammen, ehe wir mit einander ein einziges Wort sprachen, diesen Zeitpunkt hielt ich für den bequemsten, meine grosse Liebe zu ihr entweder ganz zu erstikken, oder wenigstens um ein beträchtliches zu vermindern. Aber umsonst bemühete ich mich, meinen Zwek zu erreichen, mein Herz war ihr immer mit Liebe zugethan, ob ich sie gleich auf der andern Seite hassen muste, allein die Liebe behielt immer die Oberhand bei allen Veranlassungen, die sie mir zu dem heftigsten Haß gab.„

„Das Stillschweigen, das wir gegen einander beobachteten, verhinderte wenigstens, daß wir zankten. Endlich sah ich mich gezwungen, wieder einmal zu reden, aus Gründen, die ich gleich angeben will, um dieser rasenden Frau zu zeigen, daß mein Herz der Ehre so wohl, als der Liebe empfänglich sein könnte.„

„Durch einen Zufall fand ich in ihrem Zimmer einen Brief von ihrem Galan, den ich schon mehrmalen genennt habe. Der Brief lag in einem Kästchen, worin der Schlüssel stekte; den sie entweder vergessen hatte herauszuziehen, oder auch darum hatte stekken lassen, weil ich nur sehr selten in ihr Zimmer kam. Aus diesem Brief ersah ich, daß sie mit ihrem Galan noch immer in dem besten Verständniß war, daß sich beide noch heftig liebten: daß sie ihm sogar meldete, daß sie ihn bald in Paris zu sehen hoffe.„

„Ich zeigte ihr den Brief; ich machte ihr bittere Vorwürfe wegen der geringen Liebe, die sie zu mir hätte; ich sprach mit Heftigkeit von ihrer schändlichen Leidenschaft zu diesem Galan. Kurz, nachdem ich so lange geschwiegen, schüttete ich mit einemmal meinen ganzen Zorn über sie aus. Ich warf ihr alles vor, was ich um ihrentwillen gethan, alle Verbindlichkeiten, die sie mir zu danken hätte. Mit einem Wort, ich schilderte ihr ganzes Leben, und gab ihr dadurch zu verstehen, daß ich recht gut Augen hätte, ob ich gleich nicht mich hätte merken lassen, daß ich etwas gesehen und ob ich gleich aus Klugheit nicht immerwährende Klagen geführt.„

„Sie hörte meine Vorwürfe ganz kalt an und mit einer Verachtung, die ich kaum ertragen konnte, indem ich es lieber gesehen hätte, wenn sie etwas zu ihrer Vertheidigung gesagt. Ihre ganze Antwort bestand darin, daß sie vor einigen Tagen erfahren hätte, ihr Vater wäre krank, er wünsche sie noch vor seinem Ende einmal zu sprechen, wenn ich ihr die Erlaubniß dazu geben wollte, sie habe geglaubt, daß sie, ohne im geringsten die Tugend zu verlezzen, diese Nachricht einem Manne geben könnte, mit dem sie von Jugend auf als Bruder und Schwester umgegangen wäre, weil er dicht an ihres Vaters Haus wohne.„

„Diese Gründe beruhigten mich, ich stellte mich wenigstens so, als wenn ich mich dadurch beruhigen ließ, ob ich gleich, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, nichts weniger als beruhigt dadurch war. Diese harten Leiden hatte ich lange genug ertragen, daß ich endlich einmal wünschte, davon befreit zu werden, und daher alle Mittel mit Freuden ergrif, um diesen Zwek zu erreichen.„

„Auf eine Zeitlang stand ich indessen mit meiner Frau im besten Vernehmen. Sie drang immer mehr in mich, ihr die Erlaubniß zu einer

Reise nach Paris zu geben, daß ich beinah dazu entschlossen war, als die Nachricht von meines Schwiegervaters Tode einlief. Dieser unerwartete Todesfall machte, daß sie zu Hause bleiben muste. Die Erbschaft war von geringer Bedeutung, seine Sachen stunden alle sehr gut, so daß ich selbst nicht einmal nöthig hatte, eine Reise nach Paris zn machen.„

„Bald nachher zeigte sie mir zwei bis drei Briefe, worin man ihr meldete, daß der Galan, worüber ich so eifersüchtig war, von einem andern im Duel erstochen wäre. Bei dieser Gelegenheit sagte sie mir mit vieler Freimüthigkeit, daß sie von jezt an mit mir auf einen freundschaftlichen Fuß leben wollte, und ich versprach ebenfalls ihre Liebe mit Gegenliebe zu erwiedern. Diese schnelle Veränderung konnte ich mir durch nichts erklären. Sie gab mir Beweise der feurigsten Liebe, welche man nur von einer Frau erwarten kann.„

„Ich glaubte nun, daß, weil der, welcher bisher ihr Herz ganz besessen, gestorben wäre, sie jezt mir Beweise ihrer Zuneigung geben müste. Allein die Folge wird lehren, was sie eigentlich darunter suchte, indem sie sich blos darum so

stellte, als wenn sie mich liebte, um mich desto besser betriegen zu können.„

„Gerade um diese Zeit hatte ich, etwan funfzehn bis zwanzig Meilen von meinem Ort, ein kleines Geschäft zu besorgen, welches nicht füglich ohne meine Gegenwart abgethan werden konnte. Meine Frau bat mich auch, selbst dahin zu reisen, und ich entschloß mich daher zu dieser Reise, weil ich gern alle Sachen selbst unter Händen haben mag.„

„Ich reiste ab, ich brachte meine Sache in kurzer Zeit zu Stande, und kam in acht Tagen wieder zurück; allein wie sehr erstaunte ich, als ich von meinen Leuten erfuhr, daß meine Frau bereits zwei Tage abwesend wäre, ohne daß Jemand mir ihren Aufenthalt sagen konnte.„

„Diese eben so unerwartete, als höchst unangenehme Nachricht war für mich ein rechter Donnerschlag. Ich kam in mein Kabinet und fand weder mein Geld, noch meine Papiere; beides hatte sie also mitgenommen. Ich litte einen doppelten Verlust; meine Frau war fort, und ich hatte auch einen Theil meines Vermögens dabei eingebüßt.„

„Ich gieng nun in ihr Zimmer, wo ich sogleich alle ihre Sachen vermißte, allein ein Papier, das ich auf dem Tisch liegen sah, fiel mir sogleich auf, ich nahm es, erkannte ihre Hand und las es begierig durch. Da ich es gerade bei mir habe, will ich es Ihnen vorlesen.„

„ „An meinen Tirannen.„ „

„Ich kann nicht leugnen, daß Sie mich jederzeit stark und inbrünstig geliebt haben, daß „ich also nie Ursache gehabt, an ihrer Liebe zu „zweifeln: weil Sie mich aber wider meinen Willen geheirathet und mich hernach mit Gewalt „haben zwingen wollen, Sie zu lieben und auf „die Art mit mir tiranniſch verfahren sind; so „glaube ich, daß ich die richtige Benennung getroffen, und Sie mit Recht meinen Tirannen „nennen kann, indem ich dabei auf die Gewaltthätigkeit sehe, die Sie gegen mich bewiesen, „nicht auf die Liebe, die Sie zu mir getragen.„

„Ich habe mich eine kurze Zeit blos so gestellt, als wenn ich Sie liebe, damit Sie durch „Schaden lernen möchten, daß man Liebe blos „gewinnen, nie erkaufen könne, und dann auch „um einen lang durchdachten Plan auszuführen,

„der mir nun gelungen ist. Wenn Sie klug „sind, und ihre Vernunft noch etwas über Sie „vermag, so mögen Sie selbst daraus lernen, „daß Sie eine Person, deren Herz Sie doch „einmal nicht gewinnen können, nicht weiter „verfolgen, sondern ihr ihre Freiheit lassen.„

„Sie hätten freilich nach so vielen Beweisen, „daß ich unmöglich eine Frau für Sie sein kön- „te, mich schon längst fortschaffen sollen, nun „aber, da ich von ihnen bin, werden Sie „mich wohl nicht weiter aufsuchen. Muß es „Ihnen nicht angenehm sein, daß Sie nun nicht „weiter einen Gegenstand vor Augen haben, „den Sie hassen sollten, anstatt daß Sie ihn über „alles lieben. Wenn ihre eigne Ruhe Ihnen lieb „ist, so werden Sie wohl meinem Rath folgen.„

Bisher hatte Polidat den Melander ohne Unterbrechung angehört, jezt konnte er sich aber unmöglich enthalten, ihm zu sagen:

Dieser Brief hat denn doch wohl endlich ihre Liebe gedämpft, die Sie für diese grausame Person trugen? denn ich glaube wenigstens, daß kein Mann weiter eine Frau lieben sollte, nach einer solchen Behandlung, nach einer solchen deutlichen Erklärung, daß sie ihn haßte.

„Ach! — versezte Melander seufzend — ich weis es mehr denn zu gut, daß meine Leidenschaft sich schon långst in Haß håtte verwandeln sollen; indessen weis ich wahrhaftig nicht, durch welches unwiderrufliche Schiksal ich einmal verdammet bin, diese unerbittliche Schönheit ewig zu lieben, so wie sie durch das nemliche Schiksal bestimmt zu sein scheint, mich eben so stark zu hassen, als ich sie liebe.„

„Seitdem ich sie nicht sehe, bin ich nur stårker in sie verliebt worden, als jemals: und da meine Liebe ihren Haß zu vermehren scheint, so habe ich alle Ursache zu glauben, daß sie mich weit stårker haßt, als jemals. Blos darum bin ich nach Paris gekommen, um sie aufzusuchen, und wenn ich sie hier nicht finde, bin ich entschlossen, mich doch nicht abschrekken zu lassen, sondern die ganze Welt zu durchreisen, bis ich irgendwo von ihr Nachricht bekomme.„

„So sehr sie mich haßt, bleibt ihr Gesicht, bleiben ihre Reize doch immer die nemlichen, und werden auf mich noch immer denselben Eindruk machen, wenn ich auch gewiß wüßte, daß sie mich stårker haßte, als jemals. Ich merke es Ihnen an — fuhr er mit zitternder Stimme fort —

daß Ihnen mein Unglük nahe gehet, daher neh-me ich mir die Freiheit, und bin so dreust, Sie zu bitten, aus Freundschaft und Gefälligkeit mir etwan funfzig bis sechzig Louisd'or vorzuschiessen, die ich Ihnen in einigen Tagen, wenn mein Wechsel kommt, mit vielem Dank wieder zustel-len will.„

Ich nehme grössern Antheil an Ihrem Unglük, als sie vielleicht denken mögen — entgegnete Po-lidat — und wünsche, daß Sie ihren Endzwek erreichen mögen.

Ich danke für ihre Theilnahme herzlich — versezte Melander — aber mein Versprechen, heute Abend in ihrer Gesellschaft zu essen, werde ich wohl schwerlich halten können. Meine Be-trübniß ist zu groß, zu niederdrükkend, daß ich unmöglich an diesem Vergnügen Antheil nehmen kann. Ueberdies habe ich mir vorgenommen, Tag und Nacht dazu zu verwenden, meine Frau aufzusuchen. Darum wird es mir —

Sie müssen ihr Wort halten — unterbrach ihn hier Polidat, der schon merkte, was er sa-gen wollte. — Sie haben es mir einmal gege-ben, Sie müssen also hier mit uns essen, um so wohl ihren Geist aufzuheitern, als mich auch in

den Stand zu sezzen, ihre Bitte zu erfüllen. In den paar Stunden, die wir bei Tische sizzen, werden Sie wahrhaftig ihre Frau nicht finden. Sie werden doch irgend wo essen, und da müssen sie sich ja ebenfalls Zeit nehmen.

Im Grunde — fiel Melander ein — möchte ich sie auch wohl nicht anders, als durch ein Wunder finden. Ich kann vielleicht ganz unvermuthet von ihr Nachricht bekommen.

Wenn einmal das Glük sein Spiel dabei haben soll — versezte Polidat — daß Sie hier am ersten, als irgend an einem andern Ort von ihr etwas erfahren werden.

Gerade jezt ward im Wirthshause mit der Glokke das Zeichen gegeben, daß das Abendessen bereitet sei, und sich nun alle Fremden aus ihren Zimmern nach dem grossen Speisesaal verfügen möchten. Dadurch wurde die Unterredung der beiden Freunde vor der Hand abgebrochen und sie giengen ebenfalls herunter in den Eßsaal.

Es waren schon einige Fremde im Saal, als diese hereinkamen. Die Gesellschaft wurde zusehens stärker, sie war beinah schon vollzählig, als man bemerkte, daß mehrere Couverts aufgelegt waren, als gewöhnlich. Der gröste Schwäz=

zer in der ganzen Gesellschaft hatte bereits zweimal gefragt, für wen gedekt wäre, als die Wirthin mit zwei sehr grossen, starken und wohlgebildeten jungen Leuten hereinkam.

Die ganze Gesellschaft warf die Augen auf die neuen Gäste, und da die Wirthin ihnen ihren Plaz an der Tafel angewiesen hatte, merkte man, daß sie Deutsche waren. Sie sprachen so schlecht französisch, daß ihnen Niemand etwas verstehen konnte. Daher schwiegen sie denn auch lieber stille, und hielten sich lieber am Essen.

Jeder aß, indessen der Neuigkeitskrämer mit zwei bis drei Erzählungen hervorrükte, ehe er selbst einen Bissen gegessen hatte. Als er im besten Erzählen war, trat ein Kapitain herein, der sich wenigstens dafür ausgab — dessen Plaz indessen unbesezt geblieben war, wie es hier Sitte ist — mit einem gekünstelten Kaltsinn, den man sich kaum denken kann, trat er in den Saal. Die ganze Gesellschaft schien unwillig zu sein, daß er so spät gekommen und rief ihm zu, daß bereits ein ganzer gebratener Capaun verzehrt sei, wovon er nun nichts bekommen.

Das kann wohl sein — antwortete der Capitain in einem hochtrabenden Ton — ich war

etwan zwei bis dreihundert Schritt von hier, wo ich eine ganz andere Rolle spielte, als ihr, bei eurem Essen.

Die ganze Gesellschaft horchte, viele vergassen aus Neugierde das Essen, und einige fragten, was ihm denn begegnet wäre.

Die Sache ist im Grunde nicht der Mühe werth, daß ich sie Euch erzähle — versezte er und sezte sich zu Tische — die Leute, mit denen ich mich eben herumgeschlagen habe, sind durch ihre Feigheit schuld daran, daß ich nicht so viele Ehre bei einer Begebenheit einlegte, die für mich allerdings hätte rühmlich sein können, wenn ich es mit braven Leuten hätte zu thun gehabt. Deshalb mag ich nichts von einem Kampf reden, wobei ich Gegner hatte, die sich beinah ohne alle Vertheidigung todt schlagen liessen.

Jezt schwieg er, forderte eine Flasche Wein und wollte nichts von diesem ganzen Vorfall weiter erwähnen, so sehr man auch in ihn drang, etwas mehr Umstände davon zu erzählen. Daher viele glaubten, daß er nicht einmal daran gedacht hätte, den Degen zu ziehen.

Der gute Freund von der Gesellschaft, der alle Tage bei Hofe erschien, ohne eine Bedienung

zu haben, als allenfalls die, eines Unverschämten, hatte in dieser grossen Schule seine Zeit nicht so ganz übel angewandt, indem er schon einige Hoftugenden in Ausübung zu bringen suchte, und den Schmeichler spielte.

Sie können noch nicht den Herren — sagte er, indem er auf den Kapitain zeigte, und sich zu Melandern wendete, der zwischen Polidaten und ihm saß — sie können diesen Herrn noch nicht, er ist einer unserer tapfersten Männer in Frankreich. Wenn dem Könige alle seine herrliche Eigenschaften bekannt wären, die er bereits in seinem Dienst verrichtet, würde er ihn sicher mit Belohnungen überhäufen, und ihn in den Stand sezzen, die Göttin des Glüks sowohl, als der Tapferkeit zu verachten, welcher er jezt täglich Troz bietet.

Ich würde sehr unrecht thun, wenn ich mich darüber beklagen wollte — versezte der Hauptmann — schon lange hat der König mich mit seiner Gnade beehrt, und ob ich gleich eine grosse Menge Feinde habe, weis ich doch immer über sie, so wie über die Feinde des Staats zu triumphiren. Ich glaube nicht, sezte er hinzu, daß ich von den grossen Heldenthaten reden darf, wel-

che ich bei der Armee verrichtet. Solche die sie mit angesehen haben, können besser davon reden, weil es meine Sache nicht ist, von solchen Dingen viel Wesens zu machen, die mir so sehr zum Ruhm gereichen. Und da sie in Gegenwart so vieler Personen geschehen, könnte es leicht kommen, daß Leute hier gegenwärtig wären, die sie entweder angesehen, oder doch wenigstens davon haben erzählen hören.

„Doch eine Sache — fuhr er fort — kann ich unmöglich mit Stillschweigen übergehen, welche ich leztens im Finstern verrichtete, wovon meine Feinde, ohne sie selbst zu sehen, Zeugen waren. An einem Abend waren wir unser drei in einem Zimmer, und spielten zusammen Piket, mit der Verabredung, daß der, welchen eine Parthie verlöre, einen andern an seine Stelle sollte spielen lassen. Wir geriethen beim Spiel in Streit, der aber dem Anschein nach sogleich wieder beigelegt ward. Der, so den dritten Mann unter uns abgab, mit dem ich damals nicht gespielt, auch keinen Streit gehabt hatte, sagte, indem er von mir sprach, lächelnd zu seinem Kameraden: du hast recht daran gethan, daß du dich mit dem Herrn verglichen, denn wenn er

wirklich so gut die Klinge verstehet, als man so allgemein von ihm sagt, daß keiner ihm etwas anhaben kann, so würdest du wahrhaftig nicht viel Ehre eingelegt haben, wenn du dich mit ihm geschlagen hättest.„

„Dieser feige Grossprahler gab trozig zur Antwort: Ich weis einen sichern und unfehlbaren Stoß, der ihn so aus der Fassung bringen sollte, wenn —

„Diesen Stoß möchte ich doch wahrlich sehen — unterbrach ich ihn mit Hizze und gerieth dabei in eine Wuth, daß ich ihn gleich hätte in tausend Stükken zerreissen mögen — einen Stoß der mich aus der Fassung bringen sollte, den wäre ich doch neugierig zu sehen, oder ich werde dem Herrn etwas aufzurathen geben.„ —

„Da ist er, sagte mein Gegner — indem er die Lichter auslöschte und nach seinem Degen grif — und wärst du noch ein so grosser Schläger, als der allgemeine Ruf dich beschreibt, so sollst du doch von mir hier den Tod empfahen, wenn auch tausend Teufel in deiner Faust säßen. Nur Tapferkeit wird erfordert, nicht Kunst, wenn man sich im Finstern schlägt, Unerschrokkenheit, und daß ich die besizze, sollst du bald zu deinem

Schaden erfahren, um mich mit dir zu schlagen, verlasse ich mich blos auf meine Tapferkeit, nicht auf meine Geschiklichleit.„

„Auf das erste Wort du sollst dich schlagen, hatte ich bereits meinen Degen ergriffen, und wir hatten bereits einige Gänge mit einander gemacht, als mein Gegner mit seiner langen Rede zu Ende war, die mehr dazu dienen konnte, sich selbst Muth zu predigen, als mir, der ich vor ganz andern Klingen gestanden hatte, als vor eines solchen elenden Schächers seiner. Sehr bald merkte ich an den Tritten, daß mein Feind bereits zu weichen anfing, daher ich genöthigt ward, ihm nachzugehen; ich bemerkte an dem Geräusch mehrerer Degen, an dem Auf- und Abgehen im Zimmer, an dem Athemholen, daß wenigstens vier bis fünf gegen mich agirten.„

„Mein Muth wurde dadurch nur noch stärker, ich bekam eines Löwen Stärke, und fochte als ein Tiger. Blindlings stieß ich um mich herum, es mochte fallen, wer da wollte, bei meinem dritten Stoß fiel wirklich einer, und daß er auch todt sein muste, schloß ich daraus, weil er wirklich rief: Ich bin todt! bald nachher merkte ich, daß ich einem Andern muste den Degen zer-

brochen haben, ein Dritter fiel über den Entleibten und war gewiß schwer verwundet, weil er das Aufstehen vergaß.„

Gerade jezt befand ich mich bei der Thüre. Es war zwar meine Absicht nicht, sogleich den Kampfplaz zu verlassen, weil gewiß noch einer oder der andere von meinen Gegnern am Leben war. Doch glaubte ich, es würde mir keine Schande machen, wenn ich jezt, da ich mich so glüklich gehalten, das Schlachtfeld verliesse. Da nun dieser Streit für meine Feinde nicht vortheilhaft ausgefallen war, so schwiegen sie stille, und sprachen davon kein einziges Wort. Nachher erst erfuhr ich, daß alles verabredeter Handel von solchen Leuten wäre, welche nach Auslöschung der Lichter gekommen, und die darum meine Gegenwart nicht ertragen konnten, weil sie mich erst kurz vorher um ihr Leben hatten bitten müssen, und befürchteten, daß ich bei jeder Gelegenheit ihnen ihre Feigheit vorwerfen würde.„

So bald der Hauptmann mit dieser Geschichte fertig war, lobte die ganze Gesellschaft seine Bravour. Selbst diejenigen, welche glaubten,

Bayerische Staatsbibliothek München

daß dies ganze Abentheuer nirgends anders, als in seiner Einbildungskraft vorgefallen sei, machten sich ebenfalls darüber lustig, indem sie ihm noch grössere Lobsprüche ertheilten, als die andern. Die beiden Deutschen gaben durch Zeichen der Bewunderung zu verstehen, daß sie die französische Sprache besser verstünden, als sprächen.

Der Kapitain von allen übertriebenen Lobsprüchen aufgeblasen, glaubte, daß man an seinen Unterhaltungen ein grosses Vergnügen finde, und daß er der Gesellschaft noch mehrere von seinen Heldenthaten auftischen müste, vornemlich solche, die nicht in Gegenwart von mehr den 20 bis 30000 Menschen geschehen waren; diese könnte man in den Zeitungen lesen, und man würde sie auch einmal in den Geschichtbüchern aufgezeichnet finden.

Als dieser neue Alexander — wenn anders Jemand Lust hat, die grossen Thaten zu glauben, die er von sich selbst erzählt — lange genug alle die Lobsprüche angehört hatte, welche etwan zwei oder drei Leute aus der Gesellschaft an ihn verschwendeten, welche sich gern selbst hörten, und keine günstigere Gelegenheit so leicht für dies-

Bayerische Staatsbibliothek München

mal wiederfinden würden, fieng der Kapitain folgendergestalt zu reden an.

„Da meine Feinde sich immer eben so sehr vor meiner Geschiklichkeit, als vor meinem Muth gefürchtet, habe ich selten mich mit einem geschlagen, der mir nicht irgend einen Possen sollte gespielt haben. So traf ich unter andern einmal einen Kundmann an, der sich mit mir nicht hatte schlagen wollen. Ich hatte gerade zwei bis drei von meinen Freunden bei mir, als ich seinen Wagen anhalten ließ, und ihn ersuchte auszusteigen, um sich gleich auf der Stelle mit mir zu schlagen. Lange stand ich am Schlage und wartete, ob er nicht bald heraussteigen würde. Indessen war er bereits, ohne daß ich darauf merkte, zu dem andern Schlage herausgesprungen, hatte seine Perükke in einen Laden geworfen, den Hut sich tief in die Augen gedrükt, damit ich ihn nicht erkennen sollte, kam so auf mich los, gab mir von hinten einen Stich, indem ich ihn überall suchte. Allein so bald ich den Streich merkte, belohnte ich ihn dafür wahrhaftig nicht schlecht, und zeigte ihm mit seinem Schaden, daß man mich nicht lange betrügen könne. Dieser Vorfall machte mir gewaltig viel Unruhe, ich konnte dadurch in

sehr schlimme Händel verwikkelt werden, ein Anderer als ich hätte darüber närrisch werden können. Doch meine getreuen Dienste im lezten Feldzuge, wobei ich zwei Generallieutenants zu Zeugen auffordern kann, machten, daß mir der König diesmal Gnade ertheilte. Ich muß dabei die Bemerkung machen, fuhr er fort, daß es viele niederträchtige Menschen in der Welt giebt. Diese Geschichte bringt mir eine andere in Erinnerung, welche ich Ihnen doch sogleich erzählen muß, damit ich sie nicht wieder vergesse.„

„Ich traf an einem Vormittag, in einer Strasse, wo eben noch keiner gieng, einen süssen Herrn an, der sich mit wohlriechendem Puder und Wasser, eingepudert und eingesprizt hatte, den man überhaupt, nach dem Aeussern zu urtheilen, eher für ein verkleidetes Frauenzimmer, als für eine wirkliche Mannsperson würde gehalten haben. Ich hatte ihn ein paarmal mit bekannten Huren, die ich aber nicht nennen mag, von mir schimpflich sprechen hören; deswegen sah ich mich genöthigt, ihn jezt gleich vor meine Klinge zu fordern. Weil er aber von einem Randevous kam, oder erst dahin gehen wollte, war er allein, und erschrak eben so sehr über meine plözliche Ge-

genwart, als über das Kompliment, das ich ihm machte.„

„Kaum behielt er so viel Kraft, daß er antworten konnte, und wenn er sich nicht an eine Mauer gelehnt hätte, glaube ich immer, daß er zu meinen Füssen ohnmächtig niedergefallen wäre. Ich that alles, ihm ein Herz einzusprechen, und sagte zu ihm, daß, wenn er sich nicht mit mir schlagen würde, ich ihn in allen Gesellschaften lächerlich machen wollte, daß die Frauenzimmer, mit denen er ganze Tage buhlte, alsdann, so bald sie es erfahren, von ihm nichts weiter würden wissen wollen, und er ihnen nicht wieder vor die Augen kommen dürfte.„

„Alles dies machte nicht den geringsten Eindruk auf ihn, und flößte einem Menschen, der von Natur feig ist, keinen Muth ein.„

„Weil die Duelle verboten sind — sagte er nach einem langen Stillschweigen zu mir — schlage ich, mit ihrer Erlaubniß, mich nicht mit Ihnen.„

„Mit meiner Erlaubniß — versezte ich — sollen Sie sich mit mir schlagen müssen.„ —

„Daraus wird nichts, mein Herr — gab er mir zur Antwort — mit ihrer Erlaubniß.„

„Mit ihrer Erlaubniß — entgegnete ich — liegt mir Ihre eigene Ehre am Herzen, und ich will doch sehen, ob Sie eben so gut die Klinge verstehen, als das Minnespiel bei den schönen Weibern und Mädchen. Das schöne Geschlecht glaubt einmal, daß die Liebhaber und Buhler, welche sie zum Genuß gelassen, auch ein Herz im Leibe haben müssen, bereit bei jeder Gelegenheit sich zu vertheidigen, jede angethanene Beleidigung zu rächen. Aber nun sollen sie sehen, daß sie mit ihrer Erlaubniß sich gerirt haben, daß wenigstens gegenwärtiges Subjekt der feigste Halunke ist, den man nur auf Gottes Erdboden finden kann.„

„Jezt stand ich mit der blossen Klinge vor ihm. Er erschrak hierüber mehr, als über den unerwarteten Anblik eines schönen Mädchens. Der Schimmer des blinkenden Stahls brachte in seinem Herzen die nämliche Wirkung hervor, als ein paar blizzende Augen, die bei ihm eine Liebesbrunst entzündeten.„

„Da ich sahe, daß er den Degen nicht ziehen wollte, sagte ich zu ihm: In dem Fall, wenn er nicht ziehen würde, wollte ich ihm eine tüchtige Tracht Stokprügel geben.„

„Weil Sie es denn haben wollen, mein Herr — sagte er zu mir mit schwacher bebender Stimme, — weil Sie des Königs Befehl so wenig achten, nun dann, so will ich mit ihrer Erlaubniß ziehen. Aber ich muß bitten, daß Sie vorher erlauben, daß ich mich in Positur stelle.„

„In dem Fall — versezte ich, indem ich selbst besorgte, ich möchte ihn beim ersten Gange über den Haufen stossen — wenn Sie wollen, daß wir des Königs Befehl gehorchen sollen, so geben Sie mir ihren Degen, und versprechen es mir, daß Sie an den und den Orten, wo Sie übels von mir gesprochen, in meiner Gegenwart sagen, daß alles, was Sie bisher übels von mir geredet haben, erlogen und erstunken sei.„

„Er dachte eine Weile nach, was er dabei thun sollte; denn gab er mir seinen Degen und sagte: daß er den Nachmittag alles thun wollte, was ich von ihm verlangte.„ —

„Ich verließ ihn jezt, indem ich über die Feigheit eines Menschen lachte, der bei sehr vielen Damen als ein großer Schläger und Raufer bekannt war, der ihnen alle Tage seine eingebildeten Luftgefechte und Spiele der Einbildungskraft, als wirklich geschehene Kämpfe erzählte. Er

rühmte sich öfters, daß er die Tapfersten zu Boden geworfen hätte, ich muste mich daher wundern, daß er bei dem Anblik eines blossen Degens zurükbebte, da er doch sonst für einen so galanten und wakkeren jungen Mann gehalten ward.„

„Ich fand mich des Nachmittags verabredetermassen bei der Abbitte ein, die er mir in Gegenwart der Damen thun sollte, die mir alle sehr bekannt waren, weil ich sie auch öfters besuchte. Den Degen, den ich von ihm den Morgen bekommen hatte, nahm ich mit, indem ich vermuthen konnte, daß seine Gebietherinnen ihn kennen würden. Er that seine Schuldigkeit, so bald er mich kommen sah, auf eine feine Manier, die mich wirklich entzükte.„

„Ich freue mich — sagte er zu mir, da er noch ziemlich weit von mir entfernt war — daß ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen, weil ich Ihnen etwas sehr angenehmes sagen kann. Ich war heute an einem Ort, wo man viel Gutes von Ihnen sagte, daß dies kein blosses Kompliment sein konnte, schloß ich daraus, weil ich ihre Lobsprüche aus dem Munde sehr würdiger und respektabler Männer vornahm, die allen Glauben verdienen, unter andern sagten sie: Man

muß dem Kapitain Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist einer von den tapfersten Kriegeshelden bei der ganzen Armee des Königs.„

„Jezt wurde er gewahr, daß ich seinen Degen in der Hand hatte — er hatte indessen einen andern an der Seite — und die Damen bemerkten es auch, und wollten darüber eine satirische Anmerkung machen.„

„Meine schönen Damen — fiel ich ihnen ins Wort — es ist mir lieb, daß Sie diese Degen für schön finden! Ich habe ihn heute früh gewonnen.„

„Es ist wahr, versezte mein tapferer Held — bei sich fluchte er und glühet vor Zorn, indem er besorgte, ich würde die ganze Geschichte entdekken — ich habe ihn heute Morgen an den Herrn Kapitain verloren.„

„In welchem Spiel? fragte Jemand aus der Gesellschaft. Ich begegnete ihm heute Morgen — fiel er heftig ein — er fragte mich, wie viel Uhr es wäre; ich sagte es könnte noch nicht neun Uhr sein, er aber meinte, es müste schon über zehn sein. Ich wollte es nicht glauben und er wollte nicht unrecht haben; daher entstand denn diese Wette um den Degen. Sobald wir vor

einer Stadtuhr vorbei kamen, sah ich, daß ich unrecht hatte, und ich schikte ihm, sobald ich nach Hause gekommen war, diesen Degen.„

„Er winkte mich mit den Augen und gab mir durch sehr bedeutende Mienen zu verstehen, daß ich Ja dazu sagen sollte. Ich that es.„

Hier schwieg der Hauptmann. Bei dem vielen Reden hatte er das Essen ganz vergessen, jezt erholte er sich und ließ auch andere reden. Nun machte man über die lezte Erzählung des Kapitains manchen schönen Kommentar. Man wiederholte öfters den Ausdruk; mit ihrer Erlaubniß. Man ärgerte sich freilich über die Feigheit und Niederträchtigkeit des galanten Männchens, allein man bewunderte auch wieder seinen Wiz und seine Entschlossenheit, sich Ausflüchte zu erdenken.

Ich freue mich sagte der Kapitain — als man sich recht ausgelacht hatte — daß dieser Schwank die Gesellschaft belustigt hat.

Sie haben ihr eine grössere Belustigung verschaft, als Sie vielleicht denken — sagte Polidat — ihre Erzählung ist eben so auffallend als überraschend, daß wir noch lange zwischen Zweifel und Bewunderung die Wahl haben werden.

Wenn Ihnen dies unbegreiflich zu sein scheint — sagte der Kapitain, der nicht merkte, daß der Andere ihn blos zum Besten haben wollte — was werden Sie dazu denken, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Lichter anstatt der gewöhnlichen Puzscheeren mit Pistolenschüssen gepuzt, und damit mehr als zehntausend Rthlr. gewonnen habe. Glauben sie das?

Es kann sein — versezte Polidat — daß ich es nur zum Theil glaube.

Die ganze Sache ist darum noch nicht unmöglich, fiel der Neuigkeitsträger ein — welcher mit vieler Mühe so lange geschwiegen hatte.

Doch wir wollen von etwas anderm sprechen — sagte der Kapitain. Er fragte nun die Gesellschaft, ob keiner nichts neues wüßte, und jeder sagte so viel er konnte oder wollte.

Nun muß ich doch auch wieder etwas erzählen, sagte der Kapitain. — Ich war heute Morgen im Gerichtshofe, da hörte ich folgendes:

„Ein Müller gieng einmal des Morgens mit seinen Leuten über Feld und sah am Galgen einen hängen. Der Strik schien ihm noch brauchbar zu sein, um diesen zu bekommen, schnitt er den Gehenkten ab. Der Gehenkte gab jezt Le-

benszeichen von sich und der barmherzige Müller nahm ihn mit in sein Haus, sobald er sich erholt hatte. Man muß dabei wohl merken, daß der Missethäter kaum zwei Stunden am Galgen gehangen hatte.„

„Dieser Unglükliche nahm zusehens an Kräften zu, und er ward so gesund, daß es ihm Niemand ansehen konnte, daß er je am Galgen gehangen hatte. Sein Retter fragte ihn, ob er Lust habe, bei ihm zu dienen als Knecht, er wollte ihm Lohn und Brod geben wie einem andern Müllerknecht. Der arme Schelm ließ sich das herzlich gern gefallen, er diente bei seinem Meister, aber er bediente sich auch selbst dergestalt, daß die Leute, die Getraide in die Mühle brachten, nicht blos von dem Meister, sondern auch von dem Knecht bestohlen wurden.„

„Mit der Zeit bemerkte es der Müller, er ertappte ihn bei der That, und nachdem er einigemal ihn blos ausgescholten, ward er endlich der Verweise überdrüssig, daß er ihn an den nemlichen Ort, unter dem nemlichen Galgen, wo er ihn abgeschnitten hatte, hinbrachte und mit dem nemlichen Strik daran hieng. Er hieng ihn so gut, so schlecht der Henker das erstemal den

armen Sünder gehangen hatte, daß er wirklich darüber seinen Geist aufgab, weil sich diesmal kein Liebhaber zu dem Strik fand, der ihn abgeschnitten hätte. Diesen Müller verklagte man vor Gericht, daß er seinen Knecht aufgehangen hätte, heute ward er aber freigesprochen, weil der Richter die Veranlassung erfuhr.„

„Wenn einmal das ganze Henkergeschlecht ausgestorben sein sollte — sagte einer aus der Gesellschaft— so müste man aus des Müllersstamm einen dazu nehmen, weil er mit dem Auf- und Abhenken so gut umzugehen weis, ohne daß er es je gelernt hat.„

„Melander, der bis jezt noch kein Wort gesprochen hatte, wollte doch auch der Gesellschaft zeigen, daß er nicht stumm wäre und sagte: diese Geschichte, welche der Herr erzählt hat, erinert mich an eine andere, und beide beweisen, daß man seinem Schiksal nicht entgehen kann, wenn man einmal zum Galgen bestimmt ist.„

„An einem trüben Tage, wo gerade der Himmel mit Regenwetter bedekt war, so daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen konnten, an einem solchen Tage ließ die Obrigkeit in Sevilla einen zum Tode verurtheilten — weil das To-

desurtheil gerade für diesen Tag bestimmt und angesezt war — an die Gerichtsstätte führen. Seine Strafe war, den Galgen zu zieren.„

„Kaum hieng er, so erhob sich ein so schreklickes Ungewitter, daß man in ganz Spanien von einem dergleichen noch nie gehört hatte. Der ganze Himmel schien Feuer zu sein. Die Blizze fuhren Klumpenweise herab, so daß Jedermann glaubte, die Welt nahe sich ihrem Untergange. Dabei fiel ein so gewaltiger Plazregen, daß man eine Sündfluth befürchtete, und Jeder nach Hause eilte, ohne einmal dem armen Sünder den Dienst erwiesen zu haben, durch das Ziehen bei den Füssen seinen Tod zu befördern.„

„Er war also ein Spiel des Windes, und weil er dadurch mehr in die Höhe als nach unten zu getrieben wurde, erhielt er sich beim Leben, wenigstens holte er ganz schwach Athem. Der Sturm legte sich indessen, die Sonne kam hinter dem Gewölke wieder zum Vorschein, und nach dem schreklichsten Wetter erfolgte ein sehr angenehmer Tag.„

„Indessen zog ein spanischer Edelmann, der aufs Land reiten wollte, die nemliche Strasse vor dem Galgen vorbei. Niemand war ausser

ihm und dem Gehenkten zugegen. Er war von Natur mitleidig, eine gewisse Ahndung, noch mehr aber die scheinbare Bewegung des Delinquenten sagte ihm, daß er noch nicht tod sey. Kurz er entschloß sich, hieb mit seinen Degen die Schnur durch, und richte es so ein, daß der Gehenkte beim Fallen gerade hinter seinem Pferde zu sizzen kam.„

„Der arme Sünder, der aus dem fürchterlichsten Todestaumel bald zu sich selbst kam, hatte noch Kräfte genug, sich hinter seinem Retter fest zu halten, um nicht vom Pferde zu fallen. Als er von der schweren Operation völlig genesen war, alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, bekam er seine gewöhnlichen Anfälle; das Pferd seines Herrn gefiel ihm, noch mehr aber dessen reich gespikter Mantelsak. Ein einziger Dolchstich konnte ihm zum Besiz des einen und des andern verhelfen.„

„Kaum war dieser Plan entworfen, so war er auch ausgeführt. Er ergrif seines Herrn Dolch, küzzelte ihn damit in die Seite, bis er aus dem Gleichgewicht kam, und vom Pferde fiel. Nun vertauschte er seine arme Sünder-Jakke mit seines nunmehr ermordeten Wohlthäters ganz bequemen Reisekleidung, nahm Besiz von dessen

Pferde, Mantelsak, Vermögen, Namen und Wappen und ritte nun in die weite Welt auf gut Abentheuer.„

„Das Geld war bald durchgebracht, um neuen Zuschuß zu bekommen, bediente er sich derselben Mittel, die er immer angewandt hatte. Endlich, wie es beinah allen Spizbuben in der Welt gehet, die dies Handwerk nicht ganz im Grossen treiben können, ward er bei der That ertappt.„

Man brachte ihn nach Sevilla und verurtheilte ihn zum zweitenmal zum Strang. An dem für ihn bestimmten Todestage, war der Zulauf von Menschen sehr groß, weil es allgemein bekannt wurde, auf welche Art dieser Bösewicht das erstemal vom Galgen befreit wurde, weil viele in der Erwartung stunden, daß er mit dem leidigen Teufel — Gott sei bei uns! — ein Bündniß gemacht, und auf die nemliche Art auch diesmal vom Galgen frei gemacht werden würde. Er ward zum Gerichtsplaz geführt. Der Strik war bereits um seinen Hals gelegt, und er im Begrif den Weg hinauf zur Leiter zu nehmen, als er mit Thränen hinauf zum Himmel sah, und es bedauerte, daß der Tag so schön, das Wetter so

heiter und die Sonne so helle schien. Nun war für ihn keine Rettung zu erwarten. Er bekannte mit lauter Stimme, was sich vor vier Jahren zwischen ihm und dem Edelmann zugetragen, bat Gott, den Könige, seine Obrigkeit und alle von ihm beleidigten Menschen um Vergebung und der Henker verrichtete sein Amt.„

„Einige unter der Gesellschaft machten nun noch erst weitläuftige Anmerkungen darüber, welche aber der Neuigkeitskrämer dadurch sehr schnell unterbrach, daß er bald von einem Ball, bald von einer Vermählung, bald von einer Collation, bald von einer Jagdparthie sprach; dann wieder von einer Audienz, die ein Gesandter bei dem Könige gehabt, und von einer Reise, die der Hof vornehmen sollte.„

Nachdem man sich eine geraume Zeit über diejenigen aufgehalten, welche nach Neuigkeiten zu haschen pflegen, und sich den ganzen Tag mit weiter nichts beschäftigen, als diese irgendwo aufzubringen, brachte ein Advokat das Gespräch auf die Processe.

Erst erzählte er weitläuftig eine Vertheidigung, die er aufgesezt, die aber die ganze Ge-

sellschaft beinah zum Gähnen gebracht, wenn er nicht einen lustigen Vorfall gleich nachher erzählt hätte.

Heute Morgen erzählte man mir im Palais — fieng er an — daß gestern ein sehr lächerlicher Auftritt sich ereignet haben soll, worüber nicht blos alle Anwesende, sondern selbst die Beisizzer dieses hohen Gerichts herzlich gelacht haben. Aber die Sache verdient auch, da sie so ganz einzig in ihrer Art ist, daß man sie belacht.

Ein Mann, der vor dreissig Jahren ein Advokat gewesen war, aber seit dieser geraumen Zeit sich nicht weiter mit seinem Metier beschäftigte, weil er in den ersten Jahren seines Advokatenstandes ansehnliche Kapitalien zusammengebracht, daß er von den Interessen gemächlich leben konnte, stellte sich vor den Schranken des Gerichts. Er hatte seinen Advokatenrok an, und bat, daß man ihm erlauben möchte, seine eigene Sache vortragen zu dürfen. So bald er die erbetene Erlaubnißerh alten, fieng er folgender Gestalt an:

Meine Herren,

„Es ist stadt: und weltkundig, daß ich ein Hahnrei bin, was würde es mir daher helfen,

wenn ich die Sache bemänteln wollte, ich würde sie dadurch nur noch bekannter und allgemeiner machen. Daher will ich es lieber gleich vor dem versammelten Gericht gestehen, und es auch, wenn es verlangt wird, mit unzähligen unwiderlegbaren Gründen und Beweisen darthun und erhärten. Ich tröste mich aber bei diesem Unfall, daß ich nicht der Einzige bin, der sich darüber zu beschweren hat, sondern daß der Hahnreiorden sehr groß ist, daß man Menschen von allen Ständen und von jedem Alter darin antrift.„

„Mancher, der die Hahnreischaft für etwas Schändliches hält, wird es vielleicht nicht gestehen wollen, daß er zu dieser Brüderschaft gehöre. Wenn man aber bedenkt, daß man in diesem gegenwärtigen Jahrhundert ein Narr sein kann, und doch für ein ehrlicher Kerl gehalten wird; sich und dessen nicht gerne rühmen will, sondern lieber mit seinem Feinde bricht, dem man einigemal verziehen hat. Daher bitte ich meine hochzuehrende Herren, ganz gehorsamst und unterthänigst, mich von meiner Frau vom Tisch und Bette scheiden zu lassen; und ich glaube, daß man nach dieser Trennung mich nicht weiter für einen Hahnrei wird halten

sondern allenfalls wird sagen können, daß ich es einmal gewesen bin.„

Nach einer solchen schönen Einleitung, bewies er mit den bündigsten und gültigsten Gründen, daß seine Frau bei mehr als dreissig verschiedenen Mannspersonen geschlafen hätte. Und er erlangte auch sogleich seinen Wunsch.

Diese Geschichte machte der Gesellschaft mehr zu lachen, als Alles, was vorher über Tische Lustiges und Erbauliches war erzählt worden. Ich glaube gewiß, daß man den ganzen Abend von weiter nichts würde geredet haben, wenn nicht einer aus der Gesellschaft, der noch gar nichts gesagt hatte, eben so gut wie die Andern, auch ein Wörtchen dazu geben wollte.

Ich war gestern — fing er an — in der Komödie im Hotel de Bourgogne. Aus meiner Loge sah ich auf dem Parterr einen Gaskonier stolz einhergehen, seinen Hut beinah auf dem Hintertheil des Haupts aufhabend. Er stand in Gedanken, oder er that vielmehr so, als wenn er sehr tiefsinnige Sachen zu überdenken hätte, weil ich unmöglich glauben kann, daß dieser Kerl einen grossen Geist haben sollte.

Indessen dieser würdige Mann mit einem gravitätischen Wesen herumspazierte, das ganz den Gäsconier verrieth, fiel ein armer Schelm von einem Bedienten von einem Balken herunter, worauf er hinaufgeklettert war, um das Stük mit mehr Bequemlichkeit ansehen zu können; bei seinem Fall warf er unglüklicher Weise dem Gaskonier den Hüt vom Kopf.

Der Gaskonier sah sich um, bemerkte den armen Teufel, wie er mit zerbrochenem Arm da lag, nahm seinen Hut auf und sagte: „Du kannst dich glüklich schäzzen, daß mir dieser Fall nicht zuwider ist.„ Hierauf gieng er an eine andere Seite, bekümmerte sich nicht weiter um den armen Schelm, indessen mehrere herbeieilten, ihn aufhuben und an einen Ort hinbrachten, wo man für seine Genesung sorgen konnte.

Die Rede war jezt von einem Frauenzimmer von Stande, die noch nicht dreizehn Jahr alt war und morgen vermählt werden sollte. Dies gab Veranlassung von Mädchen zu reden, die Hochzeit machen, ohne daß sie mannbar sind und welche am Hochzeittage mit ihren Männern nicht zu Bette gehen wollen. Man führte ein solches Frauenzimmer an, welches in der ersten

Hochzeitnacht einen Sak angezogen hatte, der unter dem Halse zugebunden war; ein Bräutigam legte sich in Stiefeln bei seiner Braut zu Bette, weil er sah, daß sie einen Schlafrok angezogen hatte.

Auch ich habe von diesem Mann etwas gehört — sagte Polidat — und man hat mir dabei erzählt, daß er den andern Tag seine Braut verlassen habe, ohne daß man gewust, wo er geblieben. —

Alles dies — unterbrach ihn der Hofmann — ist nicht so lustig und erbaulich, als die Anekdote, welche ich der Gesellschaft erzählen will.

Als die Tante eines Frauenzimmers von Stande den Hochzeitabend ihre Niece nöthigte, sich bei ihrem Mann zu legen, und ihr einige Regeln gab, wie sie bei ihm schlafen sollte, sagte sie sehr naiv: „Wahrhaftig, meine liebe Tante, so habe ich noch in meinem Leben nicht geschlafen.„

Die ganze Gesellschaft lachte. Jeder wünschte es sich, diese Antwort aus dem Munde des Mädchens selbst gehört zu haben. — Man stand nun von Tische auf, und sprach noch eine Weile mit einander, indem Jeder einen Freund auf die Seite nahm, und sich mit ihm unterhielt.

Da kam denn auch das Gespräch — so wie es etwas allgemeiner zu werden anfing, auf die Damens und Demoisells, welche in den Aubergen zu Paris ihr Quartier zu nehmen pflegen, entweder als Fremde, oder als angebliche Fremde. Da erzählte man denn ganz artige Sachen, die ihnen wahrhaftig nicht zur Ehre gereichen. Man sprach unter andern, daß manche nach Paris kämen, und sich stellten, als wenn sie einen Proceß zu führen willens wären, nie aber vor einem Gerichtshof erschienen; daß manche eine Wittwe sein wollte, die noch nie einen Mann gehabt; daß eine andere sich für eine Gräfin oder Markisin ausgäbe, die weder das eine noch das andere sei, sondern aus einer ehrlichen Bürgerfamilie abstamme.

Der Neuigkeitsjäger sagte hierauf: Was man denn von der schönen Blonden halte, die in dem nemlichen Wirthshause wohne, und die ihrem Vorgeben nach blos darum nach Paris gekommen sei, um einen sehr wichtigen Proceß zu führen.

Einige sagten von ihr: daß sie viel Verstand hätte; andere sagten, daß es nicht das Ansehen habe, und daß es beinah nicht möglich wäre, daß sie einen großen Proceß haben könnte, weil

sie gar nicht aus dem Hause käme. Wieder eine anderer wollte wissen, daß sie Leute hätte, welche anstatt ihrer die Sache trieben, daß sie den Strassenkoth und den üblen Geruch in Paris so sehr verabscheue, daß sie es nicht einmal wage auszufahren. Sie küßt und zankt sich lieber — fiel der Advokat ein — mit einem gewissen jungen Menschen, der sie alle Tage besucht, und den sie für ihren Cousin ausgiebt, als daß sie an ihren Proceß denken sollte.

Ich freue mich — sagte ein geborner Pariser, der in diesem Wirthshause wohnte, weil seine Eltern gestorben waren — ich freue mich, daß ich von dieser Person etwas höre, denn ich kenne diese Person sehr gut. Ich bin mit ihr aufgewachsen, meines Vaters Haus stieß dichte an das Haus an, wo sie mit ihrem Vater wohnte. Sie war damals, als sie kaum funfzehn Jahr alt war, vielleicht die gröste Kokette, die man in ganz Paris finden kann. Jedermann sprach damals von ihr, als von einer allgemeinen Buhlerin, weil man aus Achtung für ihren Vater das Wort Hure nicht brauchen wollte. Ich würde ihnen vielleicht ihren ganzen Lebenslauf erzählen können, so aber nöthigte mich der Tod meines Vaters, das Haus

zu verlassen, wodurch ich von einer so angenehmen Nachbarschaft getrennt wurde.

So viel habe ich hernach doch von ihr gehört, daß ein Landedelmann sich in sie verliebt, den sie aus Zwang heirathen muste, weil es ihr Vater schlechterdings haben wollte. Dieser Edelmann nahm sie nach der Hochzeit mit auf sein Gut, aber ebenfalls wider ihren Willen. Jezt hat sie Gelegenheit gefunden, zu entwischen, ist nach Paris gekommen, um den Galan, dem sie immer einen gewissen Vorzug gegeben, ungestört genießen zu können. Daher möchte ich beinah glauben, daß der Cousin, der sie so oft besucht, der nemliche Galan ist. Es bleibt beinah kein Zweifel übrig, daß sie blos darum nach Paris gekommen ist, um der Liebe zu pflegen, ich kann mir noch erinnern, daß sie in dem Menschen ganz geschlossen war, und daß sie blos darum den Koth und den Gestank auf den Strassen zum Vorwand gebraucht, nicht ausgehen zu dürfen, damit sie nicht etwan auf ihren Mann stossen möchte, der vermuthlich schon in Paris sein mag, um sie aufzusuchen.

Melander merkte sogleich, daß von Niemand anders die Rede sein könnte, als von seiner Frau, welches ihm gewissermassen lieb war, so wie er

auf der andern Seite darüber traurig ward. Er winkte Polidaten, daß er schweigen, und ihn auch durch keine Miene verrathen möchte.

Niemand merkte Melanders Unruhe und die ganze Gesellschaft lachte noch lange über den Einfallspinsel von Mann und über seine schöne Blondine. Einige sagten, daß er dies Unglük allerdings verdiene, weil er sie wider ihren Willen geheirathet habe. Damit man nun nicht merken möchte, daß man ihn auslache, sah er sich genöthigt selbst zu gestehn, daß dieser Mann ein Narr sein.

Nachdem man in Melanders Gegenwart lange von ihm und wahrlich nicht zu seinem Besten gesprochen hatte, gieng die ganze Gesellschaft auseinander. Einige giengen auf ihre Zimmer und spielten, andere blieben noch im Saal und schwazten mit einander und die Deutschen legten sich schlafen.

Melander bat den Polidat, er möchte doch erlauben, daß er diese Woche mit in seinem Zimmer schlafen möchte, um zu erfahren, ob dies wirklich seine Frau wäre, wovon man gesprochen und woran beinah gar kein Zweifel übrig blieb. So bald er mit seinem Freunde allein war, gab

er seiner Betrübniß völligen Lauf, die ihm beinah das Herz abgedrükt hätte, wenn er sie noch länger zurükhalten muste.

Kaum hatte er sich von seinem grossen Schrekken etwas erholt, als er Polidaten an den Brief von der Todesnachricht des Galans seiner Frau erinnerte, von dem er bereits bei seiner Geschichtserzählung gesprochen hatte. Allein sein Freund zeigte ihm ganz deutlich, daß die ganze Sache eine listige Erfindung von seinem Weibe sei, um desto besser ihre Absichten zu erreichen.

Eben war Melander im Begriff, seinen Freund Polidat um Rath zu fragen, wie er es anfangen sollte, sein Weib wieder zu bekommen, als man auf dem Gange vor ihrem Zimmer einen Lerm hörte. Sie giengen heraus, um zu sehen, was dieser Lermen zu bedeuten habe. Der ganze Gang war bereits mit Fremden besezt, die in dieser Auberge logierten und die Wirthin stand an der Thüre eines Zimmers.

Was? — sagte sie, indem sie beide Arme in die Seite stemmte, und denjenigen anredete, der darinnen lag — was ist das für eine Wirthschaft, Mädchen nicht nur den ganzen Tag bei sich auf dem Zimmer zu behalten, sondern sie sogar die

ganze Nacht bei sich schlafen zu lassen! Das werde ich wahrhaftig nicht leiden, daß mein Haus so verunehrt wird, da ich immer auf Ehre und Reputation gehalten. Ich weis, daß ein Frauenzimmer seit Nachmittag hier ist, und ich war so gefällig, sie den ganzen Tag hier zu dulden, blos in der Rüksicht, weil Sie mir sagten, sie wäre von Ihnen eine Verwandtin. Auf die Aussage eines von meinen Leuten, den Sie bestochen haben, glaubte ich, das Mädchen wäre schon fort, nun aber höre ich, da ich so etwas schlechterdings nicht dulden kann und Jeden, der mir nicht die Wahrheit sagt, aus meinen Diensten jage, daß dies Mensch wirklich noch hier ist.

Ich weis recht sehr gut — gab ihr der junge Mensch zur Antwort, ohne dabei im geringsten aus der Fassung zu kommen — meine liebe Frau Wirthin, warum Sie so reden und daß — — — hier hielt er inne, und nahm eine spöttische Miene an.

Was wollen Sie mit dem daß sagen — versezte die Wirthin wüthend.

Nichts weiter — versezte der Erste — als daß Sie eine grosse Dame sind, und eine Auberge halten.

Wie? — fiel die Wirthin ein — mich auf die Art zu behandeln, nachdem ich Sie gespeist und getränkt habe? Welche elende, armselige Nahrung — rief sie wie rasend — bei welcher eine ehrliche Frau für das gehalten wird, was sie doch nicht ist! Man sezt sein schönes Vermögen dabei zu, wird noch obenein von denen schlecht behandelt, welche sich satt essen, und dann ohne zu bezahlen davon gehen!

Wenn auch dann und wann einer sein sollte, der nicht gleich bezahlt — entgegnete der junge Mensch — so sind dafür wieder andere, die Sie nicht mahnen werden, und von denen Sie keine Bezahlung verlangen.

Das lezte Wort brachte die Wirthin dergestalt auf, daß sie in der grösten Raserei in das Zimmer des jungen Mannes gieng, um sich nachdrüklich zu rächen; indem sie sagte, daß sie nun die feine Dirne aufsuchen und zum Hause hinauswerfen wollte.

Sie kam bald hernach wieder heraus und hatte das nicht gefunden, was sie suchte, sah sich daher gezwungen, gelindere Saiten aufzuziehen und zu sagen, daß ihr Hausknecht sie hintergangen haben müste.

Ein Spaßvogel, der auf demselben Gange wohnte, rief ihr nach, da sie wieder herunterge hen wollte: Sie sollten, Frau Wirthin, etwas nachgebender sein, und nicht so strenge verfahren, sie sollten thun, als wenn sie öfters manches nicht sähen, was die jungen Leute vornehmen; denn wenn ihre Gäste recht viel Freiheit haben, so können Sie desto mehr gewinnen.

Ich weis recht sehr gut, was ich thue — versezte sie — ich weis auch recht gut, wie es denen gehet, die Manches nicht sehen wollen, alles Geld bekommen die Mädchen und die Wirthin gehet leer aus.

Bei diesen Worten gieng sie herunter, indem sie wirklich glaubte, daß kein Mädchen in ihrem Hause wäre; allein die Sache verhielt sich ganz anders. Der junge Mensch, bei dem sie das Mädchen suchte, hatte schon längst mit seinem Stubennachbar die Verabredung getroffen, daß, wenn man bei einem von ihnen das Mädchen — das sie sich zusammen hielten — suchen würde, der, bei dem sie wäre, sie durch einen gemachten Durchgang — indem beide Kammern nur durch einen bretternen Vorschlag abgesondert waren — durchlassen sollte. Dies geschah auch diesmal, und

auf die Art entgieng sie dem forschenden Auge der ergrimmten Wirthin.

Diese neidische Frau war kaum die halbe Treppe herunter, als sie auf einen von ihren Gästen stieß, wie er eben ein feistes Küchenmensch zerdrükte und zerküßte, auch ihr ein Stük Geld in die Hand gab, damit wenigstens für diesen Abend keiner ihm diesen fetten Braten wegfischen möchte. Ein solcher Anblik war neue Lunte für die bereits in Feuer und Flamme gesezte Wirthin.

Fürchterlich war diesmal das Geschrei, daß sie mit allem Recht erhob; fürchterlich schnell flogen beide Liebende auseinander, ohne jedoch vor der Hand ihre verabredete Zusammenkunft aufzugeben. Auf ein solches fürchterliches Geschrei erhob sich wieder alles, zu dem es nur gelangen konnte — und zu wem sollte es nicht gelangen — um zu sehen, was Neues vorgieng.

Indessen waren auch die Lakeien im Hause zusammengekommen, welche eine grosse Schlägerei mit einander anfiengen, die aber auf das einzige Wort ihres Herrn: Ruhe! sogleich beigelegt wurde. Allein ein neuer Lerm entstand

unter den Herren selbst. Jedermann griff nach seinem Degen, man verlangte Licht. Es kamen Fakkeln. Die Furchtsamen zogen sich jezt in ihre Zimmer zurük und manche blieben drin, wie Melander, der überhaupt noch keinen Bescheid im Wirthshause wuste.

Seine Frau Gemahlin, die wirklich in dem nemlichen Hause wohnte, war, ungeachtet der angeborner Neugierde des weiblichen Geschlechts noch nicht aus ihrem Zimmer gekommen, nunmehr aber, da sie Degen klirren hörte, konnte sie sich nicht länger halten. Zum Unglük kam sie gerade mitten unter die Streitenden, sie zog sich wohl bald wieder zurük, allein vor Schrek lief sie in ein unrechtes Zimmer und befand sich, ohne daß sie es selbst vermuthete, in ihres Gatten Arme, der sie so sehnlich suchte.

Doch von dem allen wuste die Frau nichts, weil sie in dem Augenblik in Ohnmacht gefallen war. So bald sie sich erholt hatte, that sie nicht, als wenn sie ihren Mann kenne, sie fieng ein neues Lermen an, wodurch die Wirthin heraufgelokt wurde.

Die Wirthin nahm die Parthie der Frau, welche in einem beweglichen Ton ihr das Un-

recht vorstellen konnte, was man ihr jezt gethan. Indessen konnte Melander auch reden und übernahm seine eigene Vertheidigung so gut, daß die Wirthin sich gezwungen sah, ihm Recht zu geben. Doch bat sich der Ordnung wegen die Wirthin von ihm aus, daß er sich noch bis Morgen gedulden wo er seine Frau wieder bekommen sollte.

Melander gieng den andern Tag zu den Verwandten seiner Frau, stellte ihnen die Sache vor, wie sie war, und die Frau muste es sich gefallen lassen, mit ihrem Mann zurük aufs Land zu reisen. Diese Frau, welche die gerechtesten Vorwürfe verdiente, brachte auch nicht ein einziges Wort zu ihrer Entschuldigung vor. Der Galan lebte wirklich noch, war täglich bei ihr im Wirthshause gewesen, und fand den andern Morgen sehr unerwartet das leere Nest.

Melander grämte sich über diesen unangenehmen Vorfall, wodurch seine Frau nur noch schlimmer wurde, daß er nach einigen Jahren starb. Die Frau reiste sogleich nach Paris.

Ihr Galan war verheirathet. Sie selbst lebte sehr groß, ließ viel aufgehen und in kurzer Zeit war ihr ansehnliches Vermögen verzehrt. Nun wollte sie zu ihrem ersten Galan ihre Zuflucht nehmen, dieser wollte aber nichts von ihr wissen und überließ sie ganz ihrem Schiksal, so daß sie in der dürftigsten Armuth elendiglich sterben muste.

Dritte Erzählung.

Zwei Galans gegen einen Hornträger

oder

der Mann merkt doch nichts davon.

Keine Altagsgeschichte.

Eine Dame, die auf dem Lande wohnte, war mit einem Mann verheirathet, der äusserst eifersüchtig war. Und wie es denn immer zu geschehen pflegt, daß die Männer, welche sich klug gegenug dünken, alle Schritte und Tritte ihrer schönen Frau auszuspähen, am ersten betrogen werden, so gieng es auch unserm ehrlichen Dorfjunker. Seine Frau, die ohne seine gewaltige Eifersucht vielleicht in ihren Schranken geblieben wäre, war jezt ausgelassen erpicht, ihre Wollust bei einem andern Gegenstande zu befriedigen, weil sie ihr Mann nicht nach Wunsch befriedigte. Der Mann ist gewöhnlich eifersüchtig, der ein sauer Gesicht macht, wenn die Frau nach langen Warten ihn endlich an die Pflichten des Ehestandes erinnert, noch eifersüchtiger ist der, welcher in seiner besondern Kammer schläft, oder vielmehr wacht, denn die Eifersucht läßt ihn nicht.

schlafen, und von seiner Frau in puncto puncti gar nichts wissen will. Ein solcher Eifersüchtiger ist der allerunglüklichste Mensch auf der Welt. Auf der einen Seite ist er zu bedauren, auf der andern aber nicht. Glüklich ist der Ehemann, der von dieser schreklichen Leidenschaft frei ist!

Also Ihro Gnaden die Frau von C*** suchte das anderswo zu erlangen, was sie von ihrem Ehemann nicht bekommen, oder wenigstens nicht mit Vergnügen genießen konnte. Aus Ermangelung eines tüchtigen und gesunden Subjekts, fiel sie auf den Kammerdiener — weil man doch einmal bei dieser Sache nicht auf Stand und Würden zu sehen pflegt — eines benachbarten Edelmanns, der alle die erforderlichen Eigenschaften eines brauchbaren Stellvertreters an sich zu tragen schien. Der Handel ward sehr bald geschlossen, denn was braucht eine verliebte, schöne Frau lange zu handeln, wo sie selbst das Kaufpretium bestimmt, wo beide Theile Käufer und Verkäufer sind, und wo nach einem alten Herkommen der reichste Theil gewöhnlich dem ärmern ein willkührliches Geschenk zu geben pflegt. Sie gab ihrem Galan durch einem Vertrauten jedesmal Nachricht, wenn ihr Gemahl

abwesend war, bestimmte die Stunde genau, wenn er sie besuchen könnte, und hielt sich dann für das viele Fasten bei ihrem Mann schadlos, indem der Kammerdiener Kräfte genug hatte, sie nach Wunsch zu sättigen.

Die Edelfrau war ein schönes Weib, was Wunder, daß sie nicht bei allen Edelleuten in der Nachbarschaft Liebe erwekken sollte; aber der Kammerdiener war ihr lieber, als alle Edelleute in der ganzen Welt. Ein jeder Mensch hat nun einmal seinen eigenen Geschmak, warum soll ihn nicht auch eine Edelfrau haben. Aus diesem Grunde darf man sich nicht wundern, daß sie gegen alle Edelleute, die ihr etwas von Liebe vorschwazten, die Spröde machte. Sie hatte in der That viele Anbeter, vornemlich zeichnete sich unter der Menge derselben ein benachbarter Markis aus, der endlich durch seine vielen Geschenke es so weit brachte, daß er erhört ward.

Aber lügen müste man, wenn man sagen wollte, daß sie ihn wirklich liebte, sie liebte sein Geld, seine Geschenke; denn der Kammerdiener behielt in ihrem Herzen doch immer den ersten Plaz, dann folgte der Markis und zulezt ihr Herr Gemahl.

Ihr Mann machte einmal eine kleine Reise, und sagte vorher, daß er wohl schwerlich eher, als den Abend des folgenden Tages wiederkommen möchte. Das hörte seine Frau herzlich gern, schikte sogleich einen treuen Boten an den Kammerdiener mit einem Briefchen, daß er doch ja kommen möchte, recht bald, weil ihr Mann verreist wäre, und erst den andern Tag spät wiederkommen würde. Der Kammerdiener gehet sogleich mit dem Boten zurük, um desto eher bei seiner Gebietherin erscheinen zu können. Sie empfängt ihn mit allen Zeichen der zärtlichsten Liebe und war ausser sich, daß sie nach einer so langen Abwesenheit endlich einmal ihren Geliebten in ihre Arme schliessen konnte. Noch waren sie mit der ersten Bewilligungskomplimenten und mit den Ergiessungen ihrer Zärtlichkeit beschäftigt, als der Markis zu Pferde auf den Hof gesprengt kam.

Das vertraute Kammermädchen der Edeldame hinterbrachte ihrer gnädigen Frau sogleich diesen fatalen Streich. Unangenehmer konnte der Markis vielleicht nie der gnädigen Frau kommen, da sie sich vorgenommen hatte, mit ihrem Erwählten diesen Tag so recht vergnügt zuzubrin-

gen, und sich schadlos zu halten für das viele Fasten, das sie bei ihrem gestrengen Ehegemahl länger als vier Monate hatte beobachten müssen. In der Küche drehete sich am Feuer ein fetter Braten und in den Töpfen kochte ein schönes Stük Rindfleisch, dessen Brühe den Liebenden Stärke geben, ein guter Topfkuchen stand schon im Bakofen, der zum Desert dienen sollte. Kurz alles war schon bereit, diesen Tag recht froh und angenehm zu machen, als der verwünschte Markis kam. Kaum behielt die gnädige Frau so viel Zeit, den jungen Menschen zu verstekken, und da sie in der Geschwindigkeit nicht wuste, wohin sie ihn gleich bringen sollte, transportirte sie ihn unter das Bette. Wie viel lieber würde sie es gesehen haben, wenn sie mit ihm hätte ins Bette gehen können. Kaum hatte er sich so gut verborgen, als es in der Eil angehen konnte, so trat der Markis ins Zimmer ausser sich vor Freude, daß er nun endlich einmal das Glük hätte ihr seine Aufwartung zu machen und seine tiefe Devotion zu bezeugen.

So ausser sich vor Freude und Wonne der Markis war, so viel innerlicher Schmerz nagte an dem Herzen der armen Frau, und der arme

Schelm unter dem Bette stand indessen Todesangst aus. Sie besorgte, daß der Markis, der ihr viele ansehnliche Geschenke nach einander gemacht, jezt gleich auf der Stelle ein klein Gegengeschenk haben würde, daß sie ihm unter andern Umständen gern verstattet hätte. Aber ihr erster erklärter Liebhaber unter dem Bette, konnte zugleich des Todes sein, wenn eine solche offenbare Untreue in seiner Gegenwart vorgieng. Schon sann das arme Weib auf tausend Ausflüchte, wie sie einen solchen Antrag auf die schiklichste Art ablehnen, noch mehr war sie darauf bedacht, wie sie den ganzen Markis sich mit guter Manier von Halse schaffen wollte, als ein neuer weit schreklicher Austritt sich ereignete, der ohne ihre Verschlagenheit für sie von den schlimmsten Folgen hätte sein können.

Das Kammermädchen reist die Thüre auf, schreit mit donnerder Stimme ins Zimmer herein: der gnädige Herr ist da, schon hat er des Herrn Markis Pferde im Hofe gesehen. Was fangen wir an! Wir sind alle verloren!

Die Frau war leider in einer solchen Lage noch nie gewesen, daß sie sich durch eine List sogleich hätte herauslügen können. Es war schlimm,

daß ihr Gemahl, wenn er sie so überraschte, anstatt einen Galan sogar zwei bei ihr finden sollte. Aber gerade dies, was dem Anschein nach ihr den Untergang zuzubereiten schien, war das schönste Rettungsmittel ihrer Ehre und ihres Lebens.

Die Frauen wissen sich in ähnlichen Fällen ganz vortrefflich herauszuwikkeln, und selbst, wo ein guter Rath am schnellsten gegeben werden muß, sind sie es, die bei aller Bestürzung, bei aller Verwirrung, selbst bei der grösten Todesangst, ihn am schnellsten geben.

Auch die gnädige Frau von C * * * war sehr bald mit einer Erfindung fertig, die man unter ähnlichen Umständen sich wahrlich nicht besser erdenken kann.

Lieber Markis — rief sie — Sie kennen mich, Sie können sich vor der rasenden Wuth eines eifersüchtigen Mannes retten, so bald sie nur wollen. Laufen Sie mit blossem Degen als ein Unsinniger aus diesem Zimmer die Treppe herunter und rufen Sie mit donnernder Stimme: Hund du sollst doch nicht meiner gerechten Rache entgehen, ich will dich doch irgendwo antreffen! Wenn auch mein Mann Ihnen auf

der Treppe begegnen sollte, so ist nichts daran gelegen; dies ist das einzige Mittel, wie wir beide unser Leben retten.

So wenig der Herr Markis sich irgend auch nur einen entferntern Zusammenhang zwischen dem, was er thun sollte und zwischen dem Erfolg denken konnte, sah er doch sehr wohl ein, daß der Plan sehr gut angelegt wäre, und völlig der Absicht entspräche, die dadurch bewirkt werden sollte. Wer war froher, als der Markis, daß er auf eine so leichte Art, von einer so augenscheinlichen Gefahr befreit werden sollte.

Pfeilschnell sprang er zum Zimmer heraus, zur Treppe herunter, mit bem blossen Degen in der Hand und rief: Hund du sollst doch nicht meiner gerechten Rache entgehen, ich will dich schon ertappen!

Der betrogene Ehemann wollte eben die Treppe herauf; kam ihm in den Wurf und so erschrokken er auch war, fragte er doch: Was fehlt Ihnen mein Herr? Was fehlt Ihnen? Ohne aber eine Antwort zu geben — weil er im Grunde keine geben konnte — drükte er sich den Hut noch tiefer in die Augen und entfernte sich so schnell als möglich.

Der Mann gieng also herauf. Seine Frau stand an der Stubenthür und erwartete ihn. Auf die Frage, was der Markis verlange, antworte seine Frau bestürzt und erschrokken:

In meinem Leben — mein Kind — bin ich noch nie so erschrokken, als gerade jezt diesen Augenblik. Ein junger Mensch kam vor wenigen Minuten in voller Bestürzung in unser Haus, bat mich ihn zu beschüzzen, weil der Markis mit dem blossen Degen in der Hand ihn verfolge, ohne daß er die geringste Ursache wüste; denn er könnte sich nicht erinnern, daß er ihn je beleidigt haben sollte. So viel habe er gehört, daß er seinen Untergang ihm zugeschworen habe. Was konnte ich unter solchen Umständen thun: ich ließ ihn in mein Zimmer herein und stellte mich vor die Thüre, damit der Markis nicht herein konnte. Aus Achtung für mich, noch mehr aber für Sie verließ er unser Haus, so bald er hörte, daß sie da wären.

Darum sagte er wohl ganz wüthend — fiel der Mann ein — ich will ihn schon wo anders ertappen. Aber wo ist der arme Schelm?

Ich weis es nicht — antwortete die Frau doch ich will ihn rufen, dann wird er schon zum Vorschein kommen.

Guter Freund, euer Feind ist fort. Ihr könnt jezt zum Vorschein kommen, weil euch niemand etwas thun wird.

Der mitleidige Ehemann, fragte den Galan nach der Ursache dieser harten Verfolgung.

Ich kann darauf schwören, gnädiger Herr — sagte er — daß ich es wahrhaftig nicht weis; denn ich kenne ihn nicht einmal; aber es kann sein, daß er mich für einen andern gehalten hat. So bald er mich erblikte rief er: Stirb Hund von meiner Hand! Wenn die gnädige Frau sich nicht meiner erbarmt hätte, wäre ich ein Kind des Todes gewesen.

Der Mann bat ihn, er möchte nur ruhig sein, er könnte selbst diese Nacht in seinem Hause bleiben, um nicht in neue Gefahren zu gerathen. Er gab also seiner Frau selbst Veranlassung, daß sie ohne allen Verdacht mit ihm den grösten Theil der Nacht angenehm zubringen konnte.

Vierte Erzählung.

Liebe verwandelt sich in Freundschaft und Freundschaft in Liebe.

Eine englische Anekdote.

Die unglüklichsten Begebenheiten, welche unsern Wünschen Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, müssen wir nicht jedesmal für ein Misgeschik halten, das uns begegnet. Oft sind sie unter gewissen Umständen für uns nothwendig und heilsam, um endlich die Ruhe zu erlangen, die uns zu fliehen scheint. Die Vernunft giebt uns ganz unerwartete Aufklärungen, und anstatt, daß wir es merken sollten, an welchem Ort uns die Wunde beigebracht ist, lassen wir uns durch Blendwerke täuschen, indem man uns viele Vergnügungen vorgespiegelt, wir aber im Grunde durch den Schein derselben hintergangen werden.

Ein junges Frauenzimmer, das durch den Tod ihres Vaters und ihrer Mutter, gewissermassen Selbstbeherrscherin ihres Vermögens, ihrer Wünsche und ihrer Leidenschaften geworden

war, begab sich vom Lande nach London, eine Stadt, in welcher ein junges Mädchen, die Hang zur Galanterie hat, denselben noch mehr unterhalten kann.

Das Mädchen war schön, über alle Vorstellung bezaubernd gebaut. Blos in ihren Augenlagen Reize, etwas Schmachtendes, etwas Himmlisches, das den Menschenkindern nur so selten verliehen wird, welche den Unempfindlichsten bewegen musten. Wie blühend, wie einladend war ihre Gesichtsfarbe! Ihre ganze schöne Bildung stimmte mit andern grossen Gaben und Eigenschaften überein, welche sie von der Natur empfangen hatte.

Eine alte Tante, bei der sie wohnte, die aber immer krank war, und sich unmöglich um ihre Aufführung bekümmern konnte, ließ ihr allen Willen; sie konnte daher von so vielen Mannspersonen, als sie nur wollte, Besuche annehmen; ja sie sah nicht einmal besonders auf den Stand und Karakter der Leute mit denen sie umgieng. Kurz dies hübsche Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren, war ganz sich selbst überlassen, ohne daß sie nöthig hatte, jemanden von ihrem Betragen Rechenschaft zu geben.

Je mehrere Anbeter ihr die Cour machten, destomehr ward dadurch ihrer Eitelkeit geschmeichelt. Sie war im eigentlichen Verstande des Worts eine Kokette, sie hörte nur zu gern alle Süssigkeiten, die man ihr vorsagte, daß es ihr ganz gleichgültig war, wer dies immer sein mochte, der sie ihr vorsagte. Man hätte schwören sollen, daß der erste, der ihr seine Aufwartung machte, alle seine Nebenbuhler ausstechen würde; allein kaum stellte sich ihr ein zweiter vor die Augen, als sie den ersten darüber vergaß, so sehr auch dieser ihr ganzes Herz gewonnen zu haben schien; kaum hatte sich aber dieser zweite in ihre Gunst einzuschmeicheln gewust, als ein dritter sich dergestalt bei ihr beliebt zu machen wuste, daß sie von den beiden ersten gar nichts mehr wissen wollte.

So folgte immer ein Liebhaber auf den andern, bis endlich ihre Zahl Legion war. Dieser ihr veränderlicher Karakter, schrekte dergestalt jeden Liebhaber ab, und sie überliessen sehr gern ihren Plaz demjenigen, der nach ihnen kam. Aber auch ihr war ihre Desertion ganz gleichgültig, und sie machte sich wenig daraus, wenn die alten wegblieben. Der Genuß des Gegenwärtigen war ihr am angenehmsten und es konnte ihr

ganz einerlei sein, ob ihr Anbeter schon ein alter Liebling, oder ob er erst vor einigen Tagen seine erste Audienzvisite gegeben.

Nachdem diese Lebensart etwan fünf bis sechs Jahr fortgedauert, und sie ihren Umgang mit den Liebhabern auf die nemliche Art fortgesezt hatte, so wenig dies für ihr Interesse, oder für ihre Ehre nüzlich sein konnte, sprach eine kluge Dame, deren Verdienste allgemein anerkannt waren, ganz offenherzig mit ihr.

Sie fieng zuerst ihre Schönheit zu loben an, welche ihr täglich neue Eroberungen verschaffe, hierauf stellte sie ihr mit vielen Gründen vor, wie wenig Nuzzen sie von einer solchen Lebensart zöge, selbst gab sie ihr zu verstehen, wie sie unvermerkt in ein Alter träte, wo man nicht weiter auf sie sehen würde. Jedes vernüftige Mädchen — sagte sie — muß vornemlich an eine dauerhafte Verbindung denken, wodurch sie einen gewissen Rang in der Welt bekömmt. Es kömmt also blos auf die Wahl eines Mannes an, den Sie nicht lange suchen dürfen, aber dann, wenn sie noch länger warten sollten, wohl schwerlich finden würden.

Die Schöne fühlte es, wie gerecht diese Vorwürfe waren, sie sah jezt ihre Verwirrungen ein, wozu Jugend und Leidenschaft sie verleitet hatten, und nahm sich vor, wieder auf den rechten Weg zu gehen; sie bat zu dem Ende die Dame, ihr in diesem Stük einen guten Rath zu geben, und die Mühe zu übernehmen, ihr einen Gemahl vorzuschlagen. Die Dame fiel gleich auf einen Chevalier, der ihr guter Freund war, der ein gutes Ansehen hatte und bei den Flandrischen Truppen als Kapitän stand.

Die Schöne kannte ihn schon, weil sie sich erinnern konnte, daß sie ihn einmal bei der Dame ihrer Freundin gesehen hatte, ja es fiel ihr sogar der Umstand ein, daß er ihr einige Süssigkeiten vorgesagt, und ihr wegen ihrer Schönheit ein verbindliches Kompliment gemacht hatte. Des Chevaliers ökonomische Umstände waren nicht die besten, seine Einkünfte, als der jüngste von der Familie, waren nur sehr mässig, die Schöne hatte dafür Geld im Ueberfluß, um theils mit ihm anständig leben zu können, theils ihm durch Erkaufung grösserer militärischer Chargen zum Fortrükken behülflich zu sein.

Die Dame, eine Freundin von beiden Theilen, überlegte die Sache mit der Sorgfalt, als man es von einer klugen Frau erwarten konnte, und die Resultate dieser ernstlichen Ueberlegung theilte sie ihrer Freundin in einer Unterredung mit, ohne daß sie gerade die Absicht zu haben schien, ihr den Chevalier zum Mann aufzudringen. Die Schöne, welche nach der lezten Unterredung mit ihrer Freundin, in allem Ernst die Absicht hatte, sich durch ein festes Band von ihrer jezigen ziemlich unruhigen und unordentlichen Lebensart loszureissen, drang darauf, daß sie für sie die Gefälligkeit haben möchte, ihren Plan so bald als möglich durchzusezzen.

Man suchte diese Sache so schnell als möglich zu beendigen. Die Dame that dem Chevalier schriftlich zu wissen, daß da ihr seine Umstände bekannt wären, zweifelte sie nicht, daß er die ihm angebotene Parthie wohl annehmen würde. Es wäre freilich wahr, daß Frauenzimmer hätte etwas viel Welt, allein diese Koketterie wäre ihr noch zu verzeihen, da sie noch jung wäre, und sich selbst vorgenommen hätte, derselben auf ewig zu entsagen. Er hätte ja Einsicht und Verstand genug, sie, wenn sie erst seine Frau wäre, in

die gehörigen Schranken zu halten, und wenn auch die Leute über ihr flüchtiges und unbeständiges Wesen manches sagen sollten, müßte man auch bedenken, daß diese Heirath ein Mittel wäre, seine ökomischen Umstände unendlich zu verbessern und für die Zukunft erfreulichere Aussichten zu haben.

Der Chevalier nahm diesen Vorschlag an, doch bat er, daß man die Abschliessung des Ehevertrags und die wirkliche Vollziehung der Heirath bis zu Ende des Feldzugs verschieben möchte.

Die Ehe war aber im Grunde wie geschlossen. Um das Andenken der Schöne stets zu erhalten, und um auch sie von jedem Gegenstande abzulenken, fieng er mit ihr einen Briefwechsel an, der ununterbrochen fortgesezt wurde, in so fern die Entfernung des Orts und die Unsicherheit der Wege bei den damaligen Kriegesunruhen es verstattete.

Durch diesen Briefwechsel gieng eine so gewaltige Veränderung bei ihm vor, daß, da er anfangs keine besondere Liebe für das Mädchen empfunden hatte, er sie jezt wirklich zu lieben anfieng, und die Schöne, die vorher den Chevalier eben so wenig leidenschaftlich liebte, als er sie,

empfand für ihn eine Zärtlichkeit, die man sich kaum denken kann. Dies that denn auf sie die gute Wirkung, daß sie sich ganz mit ihrem Liebhaber beschäftigte, die Kotterie fahren ließ, ein kleineres Haus bezog, keine Besuche von Mannspersonen weiter annahm, sondern ihren ganzen Umgang beinah gänzlich darauf einschränkte, daß sie die kluge Dame öfters besuchte, und sie sogar als ihre Gouvernantin betrachtete. Gerade um diese Zeit starb der Gemahl dieser sehr vernünftigen Frau, es war ihr daher doppelt angenehm, daß sich irgend ein sanftes weibliches Geschöpf fest an sie anschloß, in deren Schooß sie alle ihre Herzensangelegenheiten schütten und auch an ihrem Schiksal den wärmsten Antheil nehmen konnte.

Nun waren sechs Monate verflossen. Der König kam nach England zurük, der Chevalier befand sich in dessen Suite, und hatte jezt das Vergnügen seine Gebietherin zu sehen. Er empfand für sie die stärkste Zuneigung, welche eine wahre Liebe nur gewähren kann; man sprach von weiter nichts, als von der baldigen Abschliessung und Unterzeichnung des Ehekontrakts; so bald es aber damit wirklich ernstlich gemeint sein sollte, zeigte sich nicht so viel Hizze.

Dies kam nicht daher, weil er die Schöne nicht noch immer liebenswürdig finden sollte; sie hatte nicht nur nichts von ihren Reizen verloren, sondern man konnte vielmehr behaupten, daß sie schöner und liebenswürdiger geworden wäre; allein gewisse Erzählungen, wahre, halbwahre und falsche, die man ihm beinah in allen Gesellschaften von ihrer vorigen freien Lebensart erzählte, von der großen Menge ihrer Verehrer und Anbeter, die sie gehabt, alles dies that ihm empfindlich wehe und er konnte sich unmöglich enthalten, seiner Freundin, der Dame, die am meisten Schuld an dieser Verbindung war, frei zu entdekken, daß er allerdings Bedenken tragen müste, ein Mädchen zu heirathen, die so allgemein in der ganzen Stadt als die gröste Kokette bekannt wäre. Man trieb wirklich das Ding etwas zu weit, in allen Gesellschaften wurde er mit seiner Braut aufgezogen, sogar junge Laffen rühmten sich, das schon längst genossen zu haben, wenn er glaubte, daß er es bei seiner Gebietherin zuerst genießen würde.

Umsonst stellte ihm die Dame vor, daß das Meiste blosse Erdichtung wäre. Er glaubte es selbst, daß alles weiter nichts als Erdichtung wä-

re, allein diese Erdichtung circulirte einmal im Publikum als Wahrheit, es war also immer für jeden schimpflich, der diese so sehr verschriene Person zur Frau bekam. Für einen Mann dem die Ehre lieb war, war es allerdings bedenklich, sich vor öffentlicher Schande bloszustellen, ein solcher hatte eine zu feine und delikate Empfindung, als daß er sich hätte entschliessen sollen, gewisser Vortheile wegen einen so unüberlegten Schritt zu thun.

Die Schöne grämte sich über die immer sichtbarere Kälte ihres Geliebten, und schob die ganze Schuld auf die Dame, sie machte ihr die bittersten Vorwürfe, und stellte sie darüber zur Rede wie es möglich wäre, daß sie ihr eignes Werk zerstören könnte. Die Dame, welche aus eigner Erfahrung die Liebe kannte, entschuldigte diese Wärme und gab ihr ganz kalt und bescheiden zur Antwort, daß, wenn sie bei ihren Besuchen von Mannspersonen etwas zurükhaltender gewesen wäre, welche sie schlechterdings um ihren guten Namen hätten bringen müssen, sie sich nicht die nachtheiligen Gerüchte würde zugezogen haben, welche in der Stadt herumliefen und ihren Liebhaber zurükschrekten.

Dieser kleine Streit, welcher eine gegenseitige Eifersucht verrieth, war bis jezt noch von keinen Folgen; allein die Schöne, welche jezt ein geheimes Verständniß argwohnte, kam zu oft, um ihr die bittersten Vorwürfe zu machen, selbst zu ganz ungewöhnlichen Stunden, blos in der Absicht den Chevalier hier anzutreffen, welches jedoch nur ein einzigmal der Fall war.

Die Dame, welche unter andern Umständen sich sehr geändert hatte, und jezt nach Interesse zu handeln schien, antwortete in einem sehr ernstlichen Ton und verbat sich alle dergleichen Besuche, wenn sie von ihr weiter nichts als Vorwürfe hören sollte. Die Schöne gieng zornig weg — und man weis ohne mein Erinnern, was der Zorn einer beleidigten Schöne auf sich hat — sie schwur hoch und theuer, daß sie in ihrem Leben nicht wieder das Haus betreten wollte, und sie würde schon den Chevalier dahin bringen, daß er ein gleiches thue sollte, allein auch er hatte sich seit einiger Zeit gewaltig verändert. Indessen erlaubte es der Anstand und die Höflichkeit doch nicht, mit einer Freundin so leicht zu brechen, von der sie so lange Proben der ächten Freundschaft erhalten hatte; sie nahm sich daher blos vor,

sie nicht so oft zu besuchen, als sie bisher gethan hatte.

Sie konnte unmöglich Wort halten, und da die Dame in ihrer Nachbarschaft wohnte, ließ die Schöne keinen Abend vorbeigehen, wo sie nicht bei derselben durch Umwege einen Besuch abstattete. Sie hatte gewisse Personen in Sold, welche ihr von allen Schritten und Tritten der Dame Nachricht gaben, kurz ihr alles haarklein erzählen musten, was in diesem Hause vorgieng. Daher kam es, daß ihr kein einziger Besuch, den die Dame erhielt, unbekannt blieb und sie erfuhr durch den nemlichen Kanal, daß der Chevalier beinah alle Tage seine Aufwartung machte, und gewöhnlich ziemlich lange blieb. Hieraus schloß sie, daß sie von ihrer besten Freundin verrathen wäre, und daß alles, was man ihr bis jezt vorgesagt, blos dies neue Liebesverständniß bemänteln sollte, um doch der Sache irgend einen Vorwand zu geben.

Ihre Betrübniß, die sie darüber empfand war groß; da es aber jedem Menschen ganz natürlich ist, sich bis auf den lezten Augenblik die angenehmste Hofnung zu machen, so suchte auch sie alles Licht, das sie über diese Sache bekommen

hatte, mit Fleiß zu verdunkeln, damit ihr nicht die Freude genommen würde, sich mit einer süssen Hofnung zu schmeicheln. Indessen wurden bei der ganzen Sache weder Fortschritte gemacht, noch schien sie den Krebsgang zu gehen, ja sie bekam ihren Liebhaber öfterer zu sehen, als ehemals und er schien sie auf eine weit bessere Art zu behandeln, als sie nach dem, was sie gehört hatte, vermuthen konnte: dadurch wurde daß arme Mädchen immer mehr in der unruhigen Hofnung erhalten, worin sie bis jezt geschwebt hatte, seitdem die vortreflichen Eigenschaften des Chevaliers ihr wahrhaftig nicht gleichgültig gewesen waren.

Ein Diener begleitete sie jedesmal, wenn sie ausgieng, er wuste aber auch zugleich alles was nur in den Familien vorgieng auszuspähen und blieb daher gewöhnlich halbe Nächte weg, wenn er seine Herrschaft zuvor nach Hause gebracht hatte. Einmal kam er spät um Mitternacht nach Hause. Er sah sehr munter und vergnügt aus, woraus sie denn schloß, daß er ihr etwas geheimnißvolles zu sagen hatte. Es war wohl ganz natürlich, daß sie erwartete, der Bediente sollte

ihr etwas von dem Chevalier sagen, wenigstens ihre Eifersucht ahndete so etwas.

Der Bediente hatte den Chevalier wirklich diesen Tag genau bemerkt, und gesehen, wie er in das Haus der Dame hereingegangen, wie sie nach Mitternacht zusammen herausgegangen, in Gesellschaft eines jungen Frauenzimmers, welche in dem nemlichen Hause wohnte, und von der man schon seit einiger Zeit gesprochen hatte, daß sie eine Braut wäre. Vier Mannspersonen befanden sich in ihrem Gefolge und giengen geradezu in die Kirche, welche sich in demselben Augenblik öfnete, als sie vor derselben standen. Gleich nach dem sie eingegangen waren, schloß sie sich wieder zu und der Bediente, der es nicht wagte, mit herein zu gehen, blieb so lange in einiger Entfernung stehen, bis nach Verlauf von einer Stunde die ganze Gesellschaft wieder herauskam und sich nach dem Hause der Dame begab.

Nichts schien gewisser zu sein, als daß nicht blos eine Heirath geschlossen, sondern bereits eine förmliche Einsegnung geschehen sei. Ungewiß aber war es, wer von den beiden Frauenzimmern, entweder die Dame, oder die Demoiselle, Braut sein möchte. Die muthmaßliche Braut des Che-

valiers konnte wohl unmöglich dies arme Mädchen sein, — wenigstens glaubte die Schöne, die vormalige Braut des Chevalier es nicht, weil dies ihrem Herzen zu nahe gieng, sie suchte vielmehr alle erdenkliche Fälle auf, um sich diese nächtliche Wanderschaft auf eine andere Manier zu erklären. Sie konnte es sich nicht einbilden, daß ihr Liebhaber im Stande wäre, eine andere Verbindung einzugehen, ehe er sich von seinem feierlichen Versprechen, sie zu eheligen losgemacht hätte; und sie glaubte noch mehr dazu berechtigt zu sein, dies zu glauben, da der Chevalier sie den andern Tag besuchte, und den Mittag bei ihr aß. Er schwazte ihr tausend verbindliche Sachen vor, und sagte sogar, daß er sich alle Mühe geben würde, die Hindernisse zu heben, welche ihre Verbindung bisher gehindert hätten.

Daraus läßt sich leicht urtheilen, wie wenig wan heut zu Tage sich auf die Betheurungen und Versicherungen der Menschen verlassen kann, wie wenig auf Freundschaft und auf Liebe; der Chevalier, der sich bereits mit einer andern auf das engste verbunden hatte, wagt es, verstellte Freundschaftsversicherungen und Betheurungen einer beständigen Liebe einem unschuldigen Schlachtopfer vorzuschwazzen, das es sich zu einem Ge-

sez macht, allen seinen Versicherungen zu glauben, das sein einziges Glük darin sucht, seine Liebe, seine Achtung zu verdienen. Das sonst unerbittliche Glük schien Mitleiden mit dem leichtgläubigen Irthum dieses armen Kindes zu haben, und drei Stunden hernach ward sie auf eine ausserordentliche Art nur zu gewiß von der Untreue ihres Liebbabers überführt.

Denselben Nachmittag muste sie in der nemlichen Kirche, wo die Nacht vorher die Trauung geschehen war, ein Kind aus der Taufe heben. Dort ist die Gewohnheit, daß die Gevattern sich selbst ins Kirchenbuch einschreiben müssen, bei dieser Gelegenheit sah sie, daß den Tag vorher die Eheverbindung mit dem Chevalier und der Dame geschlossen und mit vier Zeugen unterzeichnet war. Die unerwartete Entdekkung dieses Geheimniß brachte sie von Sinnen, sie stürzt ohnmächtig nieder, man brachte sie nach Hause, kleidete sie aus, legte sie aufs Bette, und gebrauchte alle Mittel, sie wieder ins Leben zurükzubringen.

So bald sie wieder zu sich selbst gekommen war, war das erste Wort das sie vorbrachte: Ha Undankbarer! und in dem nemlichen Augenblik

fiel sie wieder ohnmächtig zurük. Sie kam wieder zu sich, aber auf die nemliche Art fiel sie an demselben Tage drei bis viermal aufs neue in Ohnmacht. Durch gewisse stärkende Mittel brachte man es endlich so weit, daß sie sich völlig wieder erholte. Sie fiel aber doch in eine gewisse düstere Melancholie, welche bei den Engländern gewöhnlich den Tod nach sich zu ziehen pflegt. Sie sprach keinen Menschen, wollte keinen vor sich lassen, und brachte die Nächte damit zu, tausend Projekte zu entwerfen, sich auf die fürchterlichste Art zu rächen, oder sich ihrem unglüklichen Zustande zu überlassen. Bald wollte sie sich in ihrem Bette durch einen Opiumtrank vergiften, um sanft ein Leben zu endigen, das bei der Erhaltung sie nur unglüklich machte: bald wollte sie sich vor den Augen ihrer ungetreuen Freundin erstechen, um durch diese desprate Handlung ihr zu zeigen, wie zärtlich und heftig ihre Liebe gewesen sei, die sie auf die schändlichste Art zerstört hätte. Zuweilen war sie willens, ihre ganze Wuth auf ihre Nebenbuhlerin fallen zu lassen, die sie in den Armen ihres neuen Gatten ermorden wollte; und einen Augenblik nachher bedach-

te sie, daß ihr treuloser Liebhaber gewiß eben so strafbar sei, als die erstere, daß sie daher beide von ihrer Hand sterben müsten.

Kaum hatte sie einen Plan entworfen, wie sie ihr Vorhaben ausführen wollte, als ein anderer den ersten wieder verdrängte, und der leztere ward dann wieder von einem andern umgeworfen. Alle waren in Absicht der Ausführung gleich grausam und tragisch, alle sprachen nur zu deutlich von der traurigen Lage ihres Herzens. Es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn ihre Kräfte es ihr erlaubt hätten, sie gewiß den einen oder den andern Plan würde ausgeführ haben; allein sie war so schwach, daß sie sich kaum in ihrem Bette aufrichten konnte.

Diese natürliche Schwäche, welche die Ausführung ihres Vorhabens hinderte, und die grausame Unruhe von der sie gefoltert ward, war schuld daran, daß sie ihre Betrübniß in den Busen eines Kammermädchens ausschüttete, welche lange bei ihr in Diensten gewesen war, und die sich vor allen ihren Domestiken durch einen besondern Eifer und durch eine grosse Ergebenheit ausgezeichnet hatte. Ihr vertraute sie daher den tödtlichen Kummer, worin sie sich wegen des Undank-

baren befand, den sie so zärtlich liebte, ihr vertraute sie das Geheimniß an, daß sie sterben wollte, und bat sie, daß, wenn sie einige Liebe für sie hätte, sie doch in dieser Lage sie gar nicht verlassen, sondern lieber mit ihr zugleich sterben möchte.

Viele von meinen Lesern werden sich ohne Zweifel über einen Vorschlag wundern, der dem Kammermädchen von ihrer Herrschaft gemacht ward; allein man muß bedenken, daß die Engländer nicht eine so große Furcht vor dem Tode haben, als die übrigen Europäer; daß viele in England mit kaltem Blut sterben: daß es nicht so ganz was ausserordentliches ist, daß ein Freund aus Gefälligkeit für den andern mitstirbt.

Die Kammerjungfer kannte zu gut die Gewohnheiten ihres Vaterlandes, als daß sie sich über einen ähnlichen Vorschlag wundern sollte, und der Vorschlag ihrer Gebietherin kam ihr daher nichts weniger als befremdend vor, im Gegentheil schäzte sie sich ein solches Anerbiethen zur Ehre. Da sie aber sehr klug war, daß sie nicht sehr leicht bemerken sollte, daß der Gegenstand und die Ursache zu geringfügig sei, um es zu dieser Extremität kommen zu lassen, so wünsch-

te sie, daß sie ihrer Gebietherin ihren Verstand wiedergeben könnte, wenn dies anders möglich wäre. Um in ihrem Vorhaben desto glüklicher zu sein, war sie so klug, daß sie ihr in allen Stükken recht gab. Sie sagte, sie wäre bereit, mit ihr zu sterben, und freute sich, daß sie ihr einen solchen aufrichtigen Beweis ihrer Liebe und Zuneigung geben könnte. Doch ließ sie sich merken, daß sie nicht recht zufrieden sterben würde, wenn dieser schändliche Treulose in der Welt bleiben sollte, der ihre Gebietherin ins Grab brächte. Sie sezte hinzu, daß es wenigstens sehr billig wäre, daß sie mit ihm zugleich stürben, anstatt daß sie für ihn allein stürben. Durch dergleichen Unterredungen wuste sie in das Herz der untröstlichen Schöne unvermerkt Empfindungen der Rache zu bringen, welche sie bestimmte, ihren Tod noch aufzuschieben, um diese zu befriedigen, und nach und nach sprach sie von ihrem ehemaligen Liebhaber in einem Ton, daß man es merken konnte, daß Haß an die Stelle der vormaligen Liebe in ihrem Herzen getreten sei.

Das hiesse über ein Herz, das so ausserordentlich eigen war, bereits viel gewonnen zu ha-

ben. Sobald das Kammermädchen sah, daß es ihr in kurzer Zeit so weit geglükt war, zweifelte sie nicht an der völligen Ausführung ihres Plans. Sie hatte sich auch nicht geirrt, sie folgte treu der ersten Methode, sie suchte ihrer Gebietherin zu schmeicheln, indem sie an ihrer Betrübniß den wärmsten Antheil nahm, endlich kam sie so weit, daß sie ihr begreiflich machte, daß es närrisch sein würde, für einen Mann zu sterben, der sich der schändlichsten Untreue schuldig gemacht, und der sie nach der That überdies auslachen würde: der dadurch nur noch eitel werden und eine innere Freude darüber empfinden würde.

Sie sind schön — sagte sie zu ihr — Sie sind noch jung, Sie haben Vermögen und Verstand — warum wollen Sie so viel Vorzüge der Natur und des Glüks für einen Mann aufopfern, der ihre Verachtung im höchsteu Grad verdient? Folgen sie meinem Rath, meine Gnädige, überlassen Sie ihn der Schande und der Verzweiflung, daß er an sich selbst Verräther wird, da er sie verrathen hat. Vergessen Sie ihn ganz auf immer. Seine gerechte Strafe muß darin bestehen, daß Sie über seine schnelle Ver-

änderung ganz unempfindlich zu sein scheinen. Hierdurch wird er mehr bestraft werden, als durch irgend eine andere Sache, die sie für ihn nur immer erdenken mögen.

Die Schöne hörte diese Gründe an, fand sie sehr gut und richtig, und suchte sie zu benuzzen, so daß sie in kurzer Zeit ganz ihre ehemalige Ruhe wieder bekam. Jezt war die kluge und vorsichtige Rathgeberin, welche sie ganz ruhig zu haben wünschte, auf die Ausführung eines neuen Plans bedacht, indem sie ihr vorstellte, daß ihre Rache nicht eher vollkommen sein würde, und daß sie von ihrem eigenen Entschluß nicht eher fest überzeugt sein könnte, als bis sie einem andern die nemlichen Rechte über ihr Herz eingeräumt, welche ihr erster Liebhaber so schändlich entsagt hätte.

Sie stellte ihr ferner vor, daß ihre Jugend und Schönheit, eben so schnell als ihre übrigen Reizze vergehen würden, und daß sie mit einem Wort unvermerkt eine alte Jungfer werden würde, welches der unglüklichste Zustand auf der Welt wäre. Kurz sie wuste stufenweis ihren von Liebe beinah in Verzweiflung versunkenen Geist zum Haß,

den Haß zur Gleichgültigkeit, die Gleichgültigkeit zu einem festen und standhaften Entschluß zu leiten, eine ruhige und anständige Verbindung einzugehen, so daß die Schöne selbst darüber sich nicht wenig wundern muste, daß sie nach Verlauf von sieben bis acht Tagen sich bestimmt erklärte, sie wollte sich eine neue Wahl gefallen lassen, und dabei blos ihre Empfehlung und ihre eigene Vernunft zu Rathe ziehen.

An wen anders sollte sie sich auch bei dieser so wichtigen Sache wenden, als an ihre weise Vertraute, welche ihr so viele treue Dienste geleistet. Nachdem sie ihr offenherzig entdekt, wie vielen Einfluß ihre Vorstellungen und ihre Ermahnungen auf ihr Herz gehabt, bat sie ferner durch ihren Rath sie zu unterstüzzen, und ihr doch den zu nennen, welcher unter allen Mannspersonen, wegen seiner körperlichen und geistigen Vorzüge, sich am besten für sie zum Gemahl schikke. Die Vertraute trug kein Bedenken, ihr einen französischen Edelmann zu nennen, der wohl gemacht war, der vielen Verstand hatte, und was am meisten dabei zu bedenken war, der schon seit drei Jahren, für die Schöne eine wahre Liebe empfunden hatte.

Er hatte sogar wesentliche Merkmale derselben zu erkennen gegeben, denn ob er gleich kein Zänker und Schläger war, hatte er sich doch schon fünf bis sechsmal aus Liebe für sie herumgeschlagen; und immer nur blos darum, um ihre Ehre gegen junge Leute zu retten, welche in seiner Gegenwart schlecht von ihr sprachen. Eine beinah beispiellose Beharrlichkeit bei der Liebe, so wie ein rechtschaffener Freund, obgleich hier mehr war als Freundschaft, bezeichnete einen Karakter der Seele und des Herzens, auf den man sich fest verlassen konnte.

Alle diese Vorstellungen machten auf die Schöne einen gewaltigen Eindruk, ihre Dankbarkeit vereinigte sich mit ihrem eignen Vortheil und bestimmte sie einen rechtschaffenen und angenehmen Mann lieber zu heirathen, als einen reichen. Sie war fest entschlossen, ihn durch ihre Person und durch ihr Vermögen glüklich zu machen. Allein er war einer von den vertriebenen Franzosen, der sich durch nichts, als durch seine eigne Person, durch seinen Anstand, durch sein gutes Betragen und durch seinen hervorstechenden Karakter empfehlen konnte. Seine erste Erklärung

bei der Schönen war von der Art, daß sie nichts mehr erwarten konnte, und ihre gut getroffene Wahl billigte, weil sie glaubte nicht einen Franzosen, sondern einen gebornen Engländer zu heirathen.

Es würde etwas unnüzzes sein, seine Freude, seinen Dank beschreiben zu wollen; ich darf blos sagen, daß er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer zum Besiz eines sehr reizzenden Weibes und eines Vermögens von mehr den zweihunderttausend Livres gelangte. Indessen da ihre Verwandten wahrscheinlich Einwendungen gegen diese Heirath würden gemacht, und einen beträchtlichen Theil von ihrem Vermögen ihr würden entzogen haben; so glaubte sie, daß sie am besten thun würde, wenn sie ihre Vermählung geheim hielte.

Den andern Tag stattete das neue Ehepaar bei der guten Freundin seinen Besuch ab, die ihre Heirath noch nicht publicirt hatte. Nach den ersten Komplimenten und den gegenseitigen Anfragen nach dem Wohlbefinden, vornemlich wegen der Krankheit der Schöne, die allgemein bekannt geworden war, sagte sie zur Dame mit der

ungezwungensten Fröhlichkeit von der Welt, daß es ihr sehr angenehm wäre, daß sie sich so stark für sie und ihre Angelegenheiten interessirte, zur Wiedervergeltung müste sie ihr nun auch ihren Glükwunsch wegen ihrer Vermählung mit dem Chevalier abstatten, und ihr eine glükliche und vergnügte Ehe wünschen. Anfänglich wollte die Dame die ganze Sache läugnen, allein die Schöne sagte ihr geradezu, was sie im Kirchenbuch gesehen hatte, es fand also weiter gar kein Leugnen statt, und die Dame sah sich genöthigt zu gestehen, daß sie schon längst eine heimliche Neigung zum Chevalier gehabt hätte. Sie sezte hinzu, daß sie diesen Mann ihr gewiß nicht zum Bräutigam würde vorgeschlagen haben, wenn sie hätte vorhersehen können, daß sie so bald Wittwe werden würde; sie habe sich auch anfänglich alle mögliche Mühe gegeben, diese ihre Leidenschaft gänzlich zu unterdrükken, um ihr nicht die geringste Veranlassung zum Verdruß zu geben, daß aber doch zulezt die Natur über die Vernunft den Sieg erlangt habe.

Die Schöne sagte mit eben so viel Wärme als Empfindung, daß sie nichts so sehr wünsche,

als daß sie mit ihrer Wohl eben so zufrieden sein möchte, als sie bis jezt wäre; sie bat hierauf die Dame, daß sie ein ewiges Geheimniß aus ihrer Ehe machen möchte, so wie sie von ihrer Seite ihr versprach, daß sie ihr heilig die Versicherung geben könnte, daß Niemand von ihr in Absicht ihrer Ehe etwas erfahren sollte. Hierauf entdekte sie denn ihrer Freundin der Dame etwas, das sie freilich noch nicht wuste, daß ihr Begleiter der Edelmann ihr Gemahl wäre. Und da sie seit mehrern Jahren die Dame als eine gute Freundin geprüft hatte, konnte sie sich nicht enthalten ihr aufs neue ihre ganze Freundschaft zu versichern, indem sie allen vorigen Gram wegen des ihr entwendeten Bräutigams fahren ließ.

Die Dame und der Chevalier verwunderten sich über eine Neuigkeit, die sie unmöglich erwarten konnten. Sie brachten eine zeitlang in stummen Betrachtungen zu, als wenn sie sich sagen wollten, daß sie bei dieser ganzen Sache die Betrogenen wären; denn sie wusten nicht, daß die Hochzeit der Schönen erst nach der ihrigen wäre gehalten worden. Doch beobachtete sie eben nicht lange ein Stillschweigen, das in

jedem Fall höchst unangenehm ist und indem sie gern zugaben, daß sie einen solchen kleinen Betrug wohl verdient hätten, baten beide sie um Vergebung und hielten es für ein grosses Glük, wenn sie gute Freundschaft mit einander halten wollten. Diesen Vorschlag ließ sich die Schöne und ihr Gemahl sehr gern gefallen und sie brachten den ersten Abend sehr vergnügt mit einander zu.

Fünfte Erzählung.

Die Eifersüchtigen.

Eine englische Nouvelle.

Die Eifersucht, sie mag Grund haben oder nicht, ist immer eine von den unglüklichsten Leidenschaften, die sich in eines Menschen Geist und Seele einschleichen kann, und wenn Jeder so dächte, als ich, würde sie gewiß aus der Welt verbannt werden. Ich habe noch nie Einen gekannt, der davon einigen Vortheil gezogen hätte, aber Unzählige die sich unglüklich gemacht, und noch obenein lächerlich geworden sind. Jeder wird mir die Wahrheit meiner Behauptung einräumen; aber ich zweifle sehr, ob sich irgend Einer deshalb bessern wird.

Zur Besserung wird schlechterdings eine Klugheit und viel Verstand erfordert, beides hängt aber nicht immer von uns ab. Man sage einmal zum Beispiel zum Lord D. P. C. und zum Lord B. L. daß ihr Verdacht ungegründet ist, daß ihre Besorgnisse in Absicht ihrer Gemahlinnen, sie blo-

zum Gespött bei Hofe und im ganzen Reich machen; sie würden toll und rasend werden, wenn man ihnen so etwas sagen wollte. Man würde also einen schlechten Nuzzen von seinem guten Willen haben; denn im Grunde würden sie sich dadurch nicht bessern.

Sollte irgend eine Geschichte der Art Jemanden zum Verstande bringen, der denselben verloren hat, so wüste ich wirklich keinen andern Rath, als nachfolgende Erzählung zu beherzigen, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts, unter etwas veränderten Umständen, wirklich zugetragen hat.

Eben die beiden Lords, die ich schon vorher mit den Anfangsbuchstaben genannt habe, waren Kollegen bei einem hohen Landeskollegio, das zur Aufrechthaltung der Gesezze und der Justiz errichtet ist. Beide waren verheirathet, beide äusserst delikat im Punkte der Ehre, folglich beide äusserst eifersüchtig, so daß sie aus den unschuldigsten Dingen leicht ein Verbrechen machen konnten.

Des einen Gemahlin war eine Blondine, die sehr gut aussah, von schönem Wuchs, mit einem blauen feurigen Auge, kurz von der Na-

tur mit einer Physiognomie begabt, die zum Entzükken schön war. Der andere hatte zur Gattin eine grosse Brunette, mit vieler Sanftheit im Auge. Schöne Gesichtszüge, eine kleine Nase, ein proportionirlicher Mund und weisse Zähne, wie ein Elfenbein, machten sie zu einem sehr angenehmen Frauenzimmer.

Beide Damen hatten nicht weniger Verstand als Schönheit, aber noch mehr Tugend als Verstand; doch diese Tugend artete nicht in Empfindsamkeit aus, noch weniger war sie eine strenge Mönchstugend. Und da sie noch weit von dem Alter entfernt waren, worin man gewöhnlich eben so wenig auf Vergnügungen als auf Spiel und auf Komodie Verzicht zu thun pflegt, so machten sie diese unschuldigen Vergnügungen mit, so bald sich Gelegenheit dazu ereignete.

Beide hatten mit einander ein festes Freundschaftsband geknüpft, wovon vornemlich die genaue Verbindung ihrer Männer herrührte. Dadurch machten sie sich aber beide unglüklich, daß sie sich einander ihre eifersüchtigen Vermuthungen mittheilten. Man kann sich leicht vorstellen, daß ihre gleichstimmigen Gesinnungen in diesem

Punkt, sie auf Mittel führten, wie sie das Uebel abändern könnten, wovon sie stets beunruhigt wurden. Daher kam es, daß beide liebenswürdige Frauen, beinah kein Vergnügen sich machen konnten, ohne daß sie von ibren Männern genau bewacht wurden.

Die Wahrheit zu gestehen, eine so genaue Wachsamkeit, ist eben so schimpflich als beschwerlich. So viel Zärtlichkeit eine Frau auch für den empfinden kann, der durch die Ehe mit ihr verbunden ist, so wird sie es doch nie gern sehen, daß er die Rolle eines Argus bei ihr spielt. Alles, was ein gewisses Mistrauen zu verrathen scheint, muß ihr allerdings verhaßt sein; und da die Männer sich gewisse Erholungsstunden machen, wo keiner sie in ihrer Ruhe und in ihrem Vergnügen stören darf, so ist es allerdings billig, daß sie die nemliche Freiheit denen vergönnen, mit denen sie das Glük haben so genau verbunden zu sein, und daß sie ohne Geheimniß sich desselben überlassen dürfen.

Die Damen, von denen ich bis jezt geredet habe, verbanden sich gleichsam unzertrennlich mit einander, wegen ihrer unglüklichen Uebereinstimmung ihres Schiksals und wegen ihrer wahrhaf-

ten Freundschaft, versäumten sie keine Gelegenheit, sich aus den Augen ihren überlästigen Spione wegzustehlen. Dies kam nicht daher, wie ich schon gesagt habe, daß sie irgend eine Intrigue spielen wollten, die ihrer Tugend hätte gefährlich werden können; sondern es war ihnen schon hinreichend, daß man ein Mißtrauen in ihre Aufführung sezte, blos aus Vergnügen, sich ihren eifersüchtigen Männern wegzustehlen: und es machte ihnen eine unaussprechliche Freude, wenn sie heimlich in die Komödie, oder auf die Promenade gehen konnten.

Beim Spiel hatten sie hin und wieder Bekanntschaft gemacht. Wenn sie nun einmal beobachtet werden musten, hatten sie sich wenigstens auf den Fuß gesezt, daß sie immer eine Parthie wählen konnten; zwei eben so artige als liebenswürdige Kavaliere, hatten ihnen öfters zu verstehen gegeben, daß das Vergnügen, etwas zu ihrer Belustigung oder Zerstreuung beizutragen, für sie ein unbeschreibliches Vergnügen wäre.

Sie verdienten allerdings solche Gefälligkeiten. Ihr angenehmer Umgang, verbunden mit einem lustigen Humor, und mit einer nicht mittelmässigen Schönheit, konnte sich nicht blos ganz allein

auf Hochachtung einschränken, und muste gewisse Empfindungen hervorbringen, die nicht so ganz mit der Ehrbarkeit bestehen konnten. Diese jungen Herren waren ihre vertraute Freunde, und wenn diese Schönen Gelegenheiten fanden, ohne ihre gewöhnlichen Wächter eine Lustparthie zu machen; so trugen sie kein Bedenken, einen solchen Vorschlag anzunehmen. In den langen Sommertagen begegnete ihnen bei einem solchen Divertissement ein sonderbarer Vorfall, der hier angeführt zu werden verdient.

Das Spiel diente immer den Damen zum Vorwande Besuche von den Kavalieren anzunehmen, einmal bei dem einen, ein andermal bei dem andern. Sie schikten jedem von ihnen ein Bouquet; das ist nun etwas, das täglich ganz unschuldig in der Welt geschehen kann. Der Dank dafür von den Herren bestand in einem galanten Vers, und in einer sehr dringenden Bitte, den andern Mittag in einem sehr angenehmen Landhause vor einem gewissen Thore mit einer schlechten Mahlzeit verlieb zu nehmen, wo man sie mit seinem Freunde erwarten werde.

Die Parthie wurde angenommen, aber das Schlimmste war, wie sie bei dem großen Miß-

trauen ihrer Männer ihren Zwek erreichen würden, die an dieser Fete keinen Antheil haben sollten. Glüklicher Weise waren beide an diesem Tage mit Geschäften sehr beladen. Einen solchen Tag hatte man zufälliger Weise gewählt. Der Kavalier erhielt sogleich Nachricht. Er giebt die nöthigen Befehle, um alles mit Geschmak und Zierlichkeit auszuführen. Die Damen geben bei ihren Männern vor, daß sie eine von ihren Freundinnen, die eine Meile von London wohnte, überraschen wollten, der sie nie anders als des Morgens gelegen kämen.

Der eine Mann will seine Gemahlin schlechterdings bereden, bis auf den andern Tag mit diesem Besuch zu warten, damit er ihr Gesellschaft leisten könnte, um sich auch einmal von seinen mühseligen Geschäften zu erholen. Alle seine Vorstellungen vermögen nichts und gerade während des Streits, der bereits etwas hizzig zu werden anfing, kömmt ein Bedienter von der nemlichen Dame, durch den sie ihre Zurükkunft melden läßt und daß sie nach Tische zum Spiel zu ihr kommen würde. Der ganze Plan war also sehr zur Unzeit zerrissen, doch sie nimmt den Besuch an, und läßt sich nichts merken. Sie konnte

nicht gut diese Spielparthie ausschlagen und eine andere dafür annehmen, weil sie sich dadurch noch mehr verdächtig gemacht haben würde. Sie spielen zusammen, essen nach dem Spiel mit einander, doch stellen sie sich, als wenn sie starkes Kopfweh hätten, so daß ihnen aller Appetit zum Essen vergieng, der nicht anders als durch einen Spaziergang in Wittehal sich wieder einfinden würde.

Der Wagen wird angespannt. Der Herr Gemahl, der einen sehr starken Verdach t hat, daß alles Verstellung sein möchte, läßt die Damen von einem kleinen ihnen unbekannten Mann begleiten, der mit ihnen zugleich in den Park eintritt, und sie durch das Thor auf der andern Seite gehen sieht, wo bereits eine Karosse mit vier muntern Pferden in Bereitschaft stehet, in den sie sich sezzen und davon fliehen. Der Spion sezt sich ebenfalls in einen Fiakker und kommt mit ihnen zugleich an den Ort der Zusammenkunft. So bald er den ausgeforscht hat, eilt er zurük, um davon sogleich dem eifersüchtigen Mann Nachricht zu geben. Dieser begiebt sich zu seinem treuen Bruder und Gefährten, in Absicht des gemeinschaftlichen Unglüks der Eifersucht, erzählt ihm das geschehene und nur leider zu gewisse Unglük,

nöthigt ihn, seine Geschäfte liegen zu lassen, um ihn an den Ort mitzunehmen, wo das kleine Fest gehalten wurde.

Sie finden Gelegenheit in den Hof zu kommen, ohne von Jemanden gesehen zu werden, von da schleichen sie sich in den Garten, wo sie alles sehr leicht sehen und bemerken können, was unten im Saal vorgehet, indem sie nur nöthig haben, sich an das Fenster zu stellen, das so niedrig war, daß man füglich hereinsehen konnte. Der Saal war mit Kronen und Wandleuchtern schön erleuchtet. Sie bemerken, daß nichts Unanständiges im Saal vorgehet, daß vielmehr die Herren auf eine ehrfurchtsvolle Art mit den Damen umgehen, aber es kömmt ihnen doch vor, daß ihre Frauen in Gesellschaft dieser Herren eine weit fröhligere Laune hätten, als bei ihnen, ohne zu bedenken, daß dies ganz natürlich zugehen muste, indem ihre armen Frauen nur selten eine freundliche Miene von ihren eifersüchtigen Männern bekamen. Aber falsch war es, was die armen Männer daraus schlossen, daß, weil ihre Weiber in Gesellschaft der fremden Herren fröhliger und lustiger wären, als gewöhnlich zu Hause, sie diese auch mehr lieben müsten, als ihre Männer.

Dies war weiter nichts als eine schändliche Verläumdung, die von weiter nichts als von der verderlichen Leidenschaft der Eifersucht herrührte.

Während einer niedlichen Abendmahlzeit läßt sich eine angenehme Musik hören, die sich hernach im Garten vertheilt, worauf die ganze Gesellschaft folgt. Die eifersüchtigen Männer wollen doch sehen, was daraus am Ende werden wird, und begeben sich deshalb in eine grüne Laube, wo sie sich so verborgen halten können, ohne von Jemanden gesehen zu werden.

Kaum sind die Damen einen Gang heruntergegangen, als sich mitten aus den Garten Feuerkugeln und Rakketen erhoben, welche die ganze Gegend erhellen. Flügelnde Sterne, Feuerregen, glühende Schlangen und mehr dergleichen Abwechselungen belustigen die ganze Gartengesellschaft, nur die eifersüchtigen Männer können daran kein Vergnügen finden.

Die liebenswürdige Brunette, von der ich schon ein sehr vortheilhaftes Gemälde entworfen habe, nimmt ein Gewehr und will es losschiessen. Der Herr, welcher die ganze Feierlichkeit veranstaltet, sezt sich mit aller Gewalt dagegen, und da alle seine Bemühung vergebens ist, stopft er ein

Schnupftuch in den Lauf um alles Unglük zu verhüten. Der Herr Gemahl verliert jezt alle Geduld, er will weglaufen, sein Freund der mit ihm in der nemlichen Laube ist, besorgt, daß man ihn beim geringsten Laut festhalten wird, indem er hört, daß man zu seiner Frau sachte sagt: Nie leiden Eifersüchtige zu viel. Sie stossen mit dem Fuß auf die Erde, reissen die Blätter ab, essen sie in der Wuth auf und glauben nun davon zerplazzen zu müssen.

Nach einigen Tänzen in der grossen Allee, meldet man, das im Saal ein Nachtisch von Früchten und Obst für die Damen zu ihrer Erfrischung bereit sei. Die Gesellschaft kehrt also dahin zurük, doch verweilt sie sich kaum ein paar Minuten, weil es bereits Mitternacht ist. Die Herren begleiten die Damen bis an ihren Wagen, der sie beim Eingang des Parks zu Wittehal wieder mit ihrer eigenen Karosse vertauschen; indessen die Musik im Garten sich noch hören läßt, weil die Musikanten nicht wissen, daß die Gesellschaft bereits den Garten verlassen hat. Ihre Gegenwart hindert die eifersüchtigen Herren, ihre Laube zu verlassen, vornemlich da sie hören, daß

es im Saal laut wird, und ihre Eifersucht gleich etwas Arges vermuthet.

Einer nemlich von den Musikanten gehet in den Saal, um etwas herauszuholen, da er aber niemanden darin findet, und merkt, daß die Gesellschaft sich wegbegeben hat, ladet er seine Kammeraden ein, die Ueberbleibsel verzehren zu helfen. Die Eifersüchtigen hören, wie ich schon gesagt habe, ein Geräusch im Saale, und dies ist für sie ein neuer Donnerschlag. Ihre Eifersucht mahlt es ihnen ganz lebhaft vor, daß jezt etwas gegen ihre Ehre vorgenommen würde. Sie machen sich selbst die schändlichsten Vorwürfe, daß sie so lange gewartet und nicht eher Zeugen ihrer Schande gewesen wären. Sie zweifeln in dieser Vermuthung keinen Augenblik, daß ihre Frauen nicht mit ihren Liebhabern in irgend einem Kabinet sein sollten. Sie gehen in das Gartenhaus, durchkriechen ein Zimmer, ein Kabinet nach dem andern, bis sie an eine verschlossene Thüre kommen, die sie ungeachtet aller angewandten Mühe doch nicht öfnen können.

Durch dies Lermen wird ein Bedienter munter.

Wer ist da? — frägt er —

Keine Antwort.

Die Herren Eifersüchtigen fahren fort die Thüre zu bestürmen, und der Bediente kann sich nicht anders helfen, als daß er aus Leibeskräften ruft: Räuber! Spizbuben! Hülfe! Hülfe! Nun wird das ganze Haus munter. Es kommen Leute. Sie sind mit Instrumenten bewafnet, die ihnen in der Eil in die Hände fielen. Der Wirth hat eine Flinte, die er aber eben nicht Lust hat abzuschiessen. Die Eifersüchtigen fangen jezt an üble Folgen zu besorgen. Sie mässigen etwas ihre Hizze. Die zusammengelaufenen Leute umringen sie, und da man weiter niemanden als zwei Mannspersonen an der Thüre sieht, die auch nicht das geringste zu ihrer Vertheidigung sagen, und die Niemanden von der ganzen Gesellschaft bekannt sind, schikte man nach einem Friedensrichter, der sie bis nach ausgemachter Sache bewachen muß.

Indessen waren die Herren, welche die Damen bis an den Park begleitet hatten, zurükgekommen, und wunderten sich nicht wenig, da sie hier einen Friedensrichter antrafen. Sie erkundigten sich nach der Ursache dieser Erscheinung. Man erzählt ihnen, daß, da man eben das Silberzeug wieder hätte einpakken wollen, zwei Räu-

der versucht hätten, mit Gewalt das Kabinet zu erbrechen; sie wären mit dem Friedensrichter fortgebracht, der wahrscheinlich nach drei Tagen sie an den Galgen befördern möchte. Man denke sich das Erstaunen, als sie die angeblichen Verbrecher zu sehen bekommen.

Der Friedensrichter, der sie sehr gut kannte, wuste sich als ein kluger Mann aus diesem verwikkelten Handel zu ziehen. Er stellte sich, als wenn sie die wären, welche die Herren im Garten aufgesucht und blos in dieser Absicht mit Gewalt die Thüre des Kabinets hätten erbrechen wollen. Und die Herren waren gleich bereit zu einer Ehrenerklärung, da man sie nicht gekannt und unwissender Weise so grob beleidigt hätte.

Das Geheimniß entwikkelte sich nach und nach. Derjenige, der die Fete gegeben, sagte ihnen, daß ein empfangener Blumenstrauß die Veranlassung dazu gewesen sei, die Damen zu bitten, von ihren Männern die Erlaubniß sich zu verschaffen, ihm die Ehre ihres Besuchs zu gönnen, und an diesem Freudenfest Antheil zu nehmen. Nun müste er mit Verdruß hören, daß ein unvermutheter Vorfall ihm diese Freude vereitelt hätte, daß sie hätten zu Hause bleiben müssen, daher er

sich die Ehre mit ihnen eine Lustparthie zu haben, auf eine günstigere Gelegenheit verspare.

Er sezte noch mehr Komplimente hinzu, so daß die Eifersüchtigen nach und nach besänftigt zu sein schienen. Er schikte augenbliklich Jemanden zu den Damen, der ihnen melden muste, wie die Sachen stünden, damit sie sichere Maaßregeln nehmen könnten, was sie ihren Männern zu sagen hätten. Sie verlassen nun die Herren, den Anschein noch sehr zufrieden mit dem, was sie ihnen zu ihrer Entschuldigung gesagt hatten, aber fest entschlossen, ihren Weibern eine derbe Strafpredigt zu halten. Sie kommen ihren bösen Launen in der Art zuvor, daß sie ihnen mit lachendem Muth erzählen, wie boshaft sie gehandelt, daß sie ihnen nicht diese Lustparthie erlaubt hätten, wovon sie sich im Voraus so viel Vergnügen versprochen.

Hieraus sieht man deutlich, daß, wenn die Weiber einmal ein Projekt entworfen haben, sie es durchsezzen, es mag auch kosten, was es wolle. Die Männer musten schweigen, und von der Zeit war es ihnen noch mehr unmöglich, ihre Weiber in den Schranken der Ordnung und Ab-

hängigkeit von ihnen zu erhalten, was sie doch so sehr wünschten.

Wenn man eine Frau hat, die sich durchaus nicht einschränken will, so thut man immer am besten, ihr den Willen zu lassen, denn mit Gewalt läßt sich hier schlechterdings nichts ausrichten. Das schöne Geschlecht ist eine Feindin von allem Zwange, und diejenige Frau muß gar keine Versuchung von Galanterie und Koketterie haben, die nicht wenigstens bei Gelegenheit sich so stellt, als wenn sie galant wäre, um zu erfahren, ob der Mann auch mißtrauisch und eifersüchtig sein möchte.

Doch alle Lehren die man dem Eifersüchtigen giebt, alle erdichtete und wahre Geschichten, die man ihm auftischt, helfen durchaus nicht, ihn von der schreklichen Krankheit der Eifersucht zu heilen.

Sechste Erzählung.

Die Branteweinschwestern.

Eine italienische Novelle.

Die aber eben so gut in einer deutschen Stadt geschehen sein könnte.

Wenn man jung ist, ist man neugierig, oft neugieriger, als man sein sollte, und wird dadurch zu manchen Schritten verleitet, welche mit der Anständigkeit nicht völlig harmoniren. In einer ansehnlichen italienischen Stadt, durchstrich ich meiner Gewohnheit nach die Strassen, und die kleinen und abgelegenen am liebsten, weil sich daselbst öfters Szenen ereigneten, die belachenswürdig waren. Bei einer solchen Wanderschaft hörte ich entfernt ein starkes Singen, als ich nahe hinzu kam, verstand ich ganz vernemlich folgendes:

Sa, sa! lieber Brantewein
Machest, daß wir fröhlig sein,
Machst die Beutel ledig:
Fülltest du das Geld hinein,
Wollten wir nicht reicher sein,
Reicher, als Venedig!

Ich und du, wir trinken gern,
Haben auch gut Glük und Stern,
Brantewein zu kriegen;
Brantewein du gehst gut ab,
Hilfst dem Wirth zu Gut und Haab,
Bleibest ihm nicht liegen.

Brantewein im Gläßgen spring,
Markeur! Pfefferkuchen bring,
Daß wir können mähren;
O! da kehr ich gerne ein,
Wo sie schenken Brantewein
Wer will besser zehren?

Wirth und Wirthin schenket ein
In die Gläser Brantewein,
Weil es uns mag schmekken;
Wozu soll das Geld im Sak,
Wer will sich mit Hak und Pak,
Immerfort noch schleppen.

Weil das Geld währt, zahlen wir,
Hat man nichts, sind Federn hier:
Laßt die Männer liegen
Auf dem Stroh und auf der Bank,
Ei ich weis noch manchen Rank,
Meinen zu betrügen.

Es wär auch ein schlechter Wirth,
Ders genau am Schnürchen führt,
Der nicht könnte borgen,
Laß es sieben Tage sein,
Wie die Woch' hält insgemein,
Dieses zahl ich morgen.

Borgen, Sorgen bald entricht,
Das erzürnt die Wirthin nicht,
Macht den Wirth zum Freunde,
Spart die Kreid' und Schieferstein,
Gebet uns nur Brantewein,
Borgen machet Feinde.

Trink ein' Jede, was sie kann,
Zahl ich nicht, sie schreibens an,
Morgen bring ich Federn;
Die bringt Holz und jene Korn,
Das heißt die Männer recht geschorn,
Du bezahlst recht ledern.

Ich gieng nun herein und unter dem Vorwande ein Glas Brantewein zu trinken, konnte ich meine Neugierde völlig nach Wunsch befriedigen. Kaum trat ich in die Stube herein, so wuste ich wahrhaftig nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, indem anstatt ich hier eine Männergesellschaft vermuthet hätte, ich einen ganzen Tisch voll Weiber fand, die bereits soviel gesoffen hatten, daß sie nicht mehr konnten. Ich hätte hier, da ich überdies ein starker Verehrer und Liebhaber vom andern Geschlecht bin, meinen Hang zur Liebe befriedigen können, wenn auch nur unter der ganzen Gesellschaft ein einziges Gesicht gewesen, das zur Liebe eingeladen hätte.

So waren aber alle Gesichter so verschroben, durch den vielen Kornbrantwein gänzlich aus ihrer natürlichen Lage herausgebracht, daß sie alle, keine ausgenommen, wahre Karikaturen waren. Zwei Weiber von dieser edlen Kompanei sassen ganz ruhig und liessen sich ihr Gläschen recht gut schmekken, indem ihre Männer auf einen nahen Jahrmarkt mit Waaren gereist waren, und glaubten, wie fein ihre Weiberchen zu Hause wirthschafteten, indessen sie sich in Brantweinsladen herumtummelten. Der dritten ihr Mann saß ganz in seiner Werkstatt beschäftigt und dachte an weiter nichts, als wie er seine Familie ehrlich durch die Welt bringen und auch noch so viel erübrigen wollte, um seinen Kindern eine ehrliche Erziehung zu geben, indessen seine Frau, der er sein bischen Armuth anvertraut hatte, nicht nur diesen Sparpfennig versaußt, sondern auch sogar auf Credit lebt, den sie von den noch zu hoffenden Sparpfennigen zu bezahlen gedenkt. Die vierte Frau war seit acht Wochen Witwe geworden, indem ihr Mann eine solche verkehrte Wirthschaft unmöglich länger ansehen konnte und vor Gram krank geworden und nach kurzer Zeit gestorben war. Sie wartete, daß ein junger

reicher Mann kommen und sich bei ihr als Freier anbiethen würde, und freute sich schon im voraus darauf, daß sie sein Vermögen eben so geschwind alle machen könnte, als ihres ersten Mannes sein, um denn den dritten, vierten, fünften Mann zu heirathen. Das fünfte Frauenzimmer unter dieser würdigen Gesellschaft war eine Jungfer, wenigstens trug sie alle Abzeichen dieses Standes an sich; man sagte es sich freilich ins Ohr, daß sie ihre Jungferschaft wenigstens schon zehnmal verkauft hätte, und eben deshalb so kek war und es nicht für unmöglich hielt, sie zum eilftenmal zu verkaufen, um denjenigen Mann, der sich als Bräutigam bei ihr melden würde, mit dieser verlegenen Waare zu betrügen. Die sechste weibliche Figur war ihrem eigenen Vorgeben nach zu Falle gekommen und hatte sich, da zum Glük ihr Kind bald nach der Geburt gestorben war, als Amme bei einem Richter nahe bei der Stadt vermiethet. Die siebente war ein Findelkind, auf Kosten des Staats erzogen und dann bei ansehnlichen, hübschen Leuten in Dienst gebracht, wo sie aber die Hände soll kleben gelassen haben, wie man sagt, daher sie aus dem Hause ist fortgejagt worden.

Alle diese schönen Nachrichten und Sächelchen erfuhr ich von dem unbestechlichsten Wahrheitsfreunde von dem Markeur dieses Hauses; der, ob ich gleich zum erstenmal hier einen Schnaps forderte, doch gleich so vertraut gegen mich ward, daß er die Herzensangelegenheiten seiner übrigen Gäste, in so fern sie ihm zu Ohren gekommen waren, mir treu entdekte, als wenn ich schon längst, ich weis nicht gleich wie viel Scheffel Salz mit ihm gegessen hätte. Kaum hatte ich mit meinem treuen Mentor die Musterung passirt, als ein hagerer Mann hereintrat, dem man die leidige Noth aus den Augen lesen konnte. Seine Frau, eine wahre Sauspulle, auch eine mit von dieser werthen Gesellschaft, hatte ihm seit drei Wochen keinen Bissen warmes Essen auf den Tisch gesezt, sondern alles Geld, was sie von ihm zur Wirthschaft bekommen, in den Branteweinsladen getragen und für Brantewein durch die Gurgel gejagt. Gerade jezt erfährt der ehrliche Mann von seines Nachbars Kindern, wo sich seine versoffene Frau aufhalte. Voller Zorn, riß er die Knotenpeitsche von der Wand und läuft was er laufen kann hierher, um sie nachdrüklich zu bestrafen. —

Du versoffene Hure — redet er sie wahrhaftig nicht fein an — wer giebt dir die Erlaubniß, hierher zu gehen, und mein ehrlich verdientes und sauer erworbenes Geld zu verprassen? — Ohne auf eine Antwort zu warten, fängt er an sie auszukarbatschen. —

Lieber bester Mann — fällt sie ein — sei doch nicht gleich so böse, ich habe nur einen Schluk getrunken, und wahrhaftig nicht mehr. Ich verdiene eine solche Behandlung nicht — sie fängt bitterlich zu weinen an.

Wo ist! Kanaille, alles aus meiner schönen Wirthschaft noch von meiner seligen Frau — das war ein herrliches Weib! her geblieben? Wo sind meine vielen Ziechen, Bettfühle und Betten, wo meine Hemden und mein Tischzeug? Das war noch eine Ausstattung, wo ist das alles geblieben! Wenn ich die noch übrigen Federn in den Betten messen wollte, es würde kaum noch eine Mezze herauskommen. Du! schändliches Weibesstük, hast in einer Zeit von noch nicht einem Jahr mir mehr als hundert und funfzig Gulden baares Geld versoffen, alle meine Sachen, die ent-

weder verkauft oder versezt sind, gar nicht mit, gerechnet.

Die Frau hatte jezt nun Zeit genug gehabt, auf eine weitläuftige und schön ausgedachte Vertheidigungsrede zu studiren, aber eben da sie die ersten Worte hervorbringen wollte, hatte der Brantewein zu stark in ihrem Leibe gekocht, daß er keinen andern Ausweg finden konnte, als zum Munde heraus, wo er hineingekommen war; und zu einem noch grösserm Unglük fuhr der Strom Arms dikke herauß, daß der arme Mann wie von einem Wolkenbruch damit ganz benezt wurde. Auch ihm dem ehrlichen Manne, der seine Leiden bisher mit vieler Geduld getragen hatte, vergieng jezt die Sprache; so mit hatte alle Fehde nun ein Ende. Die ganze Brantweintischgesellschaft wollte diese Pause nicht ungenuzt vorbeigehen lassen, indessen also die Frau sich von ihrer Kalbesgeburt befreite und den Magen leer machte, um ihn von neuem zu beladen, der Mann aber den Rok sich reinigte, mit den Zähnen knirschte und seine Wuth verbieß, fieng die Gesellschaft zu einiger Erbauung folgendes Liedchen zu singen an:

Bleibt ihr Männer, wo ihr seid,
pakt euch weit,
Was wollt ihr viel Wesens machen;
Ist's nicht genug, daß ihr uns habt,
und begabt,
Wenn ihr braußt von Liebessachen.

Wollt ihr solches Sinnes sein?
nein, nein, nein
Können wir uns anders stellen:
Soll man nicht beim Brantewein
täglich sein,
Sehet wenn ihr uns sollt fällen!

Denket, daß der Brantewein
machet fein,
Halt ihr doch von rothen Wangen,
Wenn ihr bei den Weibern stehet,
viel; die Röth
Hat schon manchen Mann gefangen.

Brantewein heißt Lebenssaft,
der uns schaft
Lustigen Muth und Courage,
Brantwein wird durch Weiberhand
nur gebrant,
Brantewein vermehrt die Tage.

Könnt ihr nicht, wie andere Leut,
Euch in Zeit
Mit der Frau zu Bette legen,
Lieben, thalen, freundlich sein,
schlafen ein
Und der süssen Wollust pflegen.

Dazu dient der Brantewein,
der so fein
Wirket, daß wir stille liegen:
Wollust, wenn das Mädchen kann
sich an den Mann
Kann mit Freud nnd Wonne schmiegen.

Drum ihr Männer, wenn ihr wollt,
wie ihr sollt
Euren Weibern Gunst erweisen,
Gönnt ihn'n den Brantewein,
daß sie fein
Euch recht viele Lieb erzeigen.

Eine von diesen Branteweinschwestern pflegte wohl des Tages für 4 Groschen Brantewein zu trinken, zuweilen noch mehr, wenn sie einmal Appetit hatte, sich vollzusaufen. Man konnte ihr nachrechnen, daß sie in ihrem Leben — und sie war doch erst 25 Jahr alt — schon mehr als für 500 Gulden versoffen hatte. Kaum ist sie des Morgens aufgestanden, als sie in den ersten ihr nahgelegenen Branteweinladen gehet und ein Schnäpschen macht, dabei bleibts nicht, sie besucht des Morgens fünf, sechs, ja manchmal bis zehn dergleichen Laden, und so gehen schon den Vormittag einige Groschen darauf, den Nachmittag gehet es gerade eben so, und des Abends vor dem Schlafengehen werden noch ein paar dichtige Schnäpschen genommen. Und so gieng es einen Tag wie den andern.

Die lustige Branteweingesellschaft erzählte noch manche Schwänke, sang noch manches Liedchen dazu und trank mit unter ein Schnäpschen, bis sie alle ohne Ausnahme dergestalt voll waren, daß sie sich nicht rühren und bewegen konnten. Der Wirth warf alle diese Gäste, die weiter bei ihm nichts verzehren konnten, unter den Tisch über einander, damit andere Gäste ihre Stelle einnehmen könnten. Ich verlies voller Wuth dies Haus, und bedauerte im Grunde die Männer, welche solche Saufbullen zu Weibern haben.

Auch noch in unserm Jahrhundert — denn diese Geschichte hat sich in dem vorigen zugetragen — haben sich leider viele Weiber den Brantewein dergestalt angewöhnt, daß sie ihre Männer ganz zu Grunde richten. Ich kenne eine Frau, die von niedriger Abkunft, blos durch ihre Schönheit sich einen Edelmann zum Mann verschafte, aber sich das Branteweintrinken dermassen angewöhnt, daß sie zuweilen von ihrem Manne darüber Prügel bekommen hat. Und wie man sagt, hat sie sich ihn doch nicht ganz abgewöhnt.

Welcher Nachtheil entstehet nicht durch das Branteweintrinken einer Frau, bei einer ganzen

Familie, die — indem die Kinder solche böse Beispiele sehen — durchaus verdorben werden kann. An einigen Orten ist durch eine weise Verordnung das Branteweinbrennen und das Einführen des Branteweins ganz verboten worden, und die Folgen davon sind einleuchtend gut. Es ist aber zu zweifeln, ob mehrere Fürsten diesem Beispiele folgen werden, da ihre Finanzen unendlich darunter leiden, und wohl schwerlich an die Stelle einer solchen ansehnlichen Landeseinnahme, so geschwind eine neue gesezt werden könnte. Ja es scheint sogar, daß in den kältern Ländern der Brantewein, woran die Leute einmal so stark gewöhnt sind, nicht abgeschaft werden kann.

Siebente Erzählung.

Die böse Frau.

Ein warnendes Beispiel für jeden Ehelustigen.

Ein junger deutscher Edelmann, Namens von Ehrenfried, trat mit seinem Hofmeister Schmidt, eine Reise gröstentheils durch Deutschland an, weil der alte von Ehrenfried sehr dafür war, daß man erst die Sitten seines Vaterlandes kennen lernen müste, ehe man ins Ausland reise.

Nach zurükgelegter ersten Tagereise kamen sie an einen Ort, wo sie im Wirthshause einen sehr höflichen Mann als Wirth kennen lernten, der, aus seinen Unterhaltungen zu schliessen, einmal auf einer Universität gewesen sein konnte. Sie erfuhren bald nachher nach einigen Ausfragungen vom Markeur, daß ihr jezziger Herr vor länger als einigen zwanzig Jahren Theologie in H* studiret, sich als Informator einige Jahre herumgetrieben und endlich hierher gekommen sei, wo er blos durch sein äusseres Ansehen und durch sein artiges Betragen in diese hübsche Wirth-

schaft geheirathet, ohne sich daran zu kehren, daß er eine Wittwe mit sechs unerzogenen Kindern bekam, ohne sich daraus etwas zu machen, daß seine Frau — wenigstens nach dem allgemeinen Gerücht — ihren ersten Mann zu Tode geärgert habe.

Die Reisenden wusten also von unserm Wirth und von seinen Verhältnissen mit seiner Frau mehr, als sie wissen wollten, das Uebrige konnten sie selbst zudenken. Beim Abendessen leistete er seinen Gästen Gesellschaft, und verstand wirklich die Kunst, sie auf eine angenehme Art zu unterhalten; indessen die Frau durch Knurren und Murren und durch fürchterliche Mienen ihr im Innern kochendes Gift nur zu deutlich zu verstehen gab. Aber denken kann man leicht, daß sich die Gäste wenig darum bekümmerten.

Nach dem Abendessen wurde den Fremden ein hübsches Zimmer mit reinen Betten angewiesen und der Wirth wünschte ihnen eine gute Nacht. Kaum waren die Fremden auf ihrem Zimmer, kaum hatte sie der Wirth verlassen, als sie ein gewaltiges Lermen unten im Hause, und dem Anscheine nach in des Wirthsstube hörten. Sie

öfneten ihre Stubenthüre, und vernahmen jezt folgendes ganz vornemlich:

Das ist ein schöner Dank, daß ich dich Lumpenkerl ins Haus genommen, um dich nur zu füttern, daß du dich den Wanst voll saufen kannst, bist du plazt. Du solltest meiner Wirthschaft vorstehen, du solltest etwas verdienen helfen, und jagst mein sauer erworbenes Gut durch die Gurgel. Aber ich müßte nicht Frau im Hause sein, wenn die Wirthschaft nicht anders werden sollte. Ich will nicht eher ruhen, als bis es anders geworden, so kann es nicht weiter dauren. Du säufst mit den Gästen, als wenn du mit den Gästen bezahlen wolltest.

Jezt war eine Stille. Die Fremden hörten Jemanden die Treppe heraufkommen und traten jezt zurük in ihre Stube und sahen durch die Rizze, daß der Herr Wirth es war, der einen so schönen Abendsegen von seiner lieben Frau bekommen hatte.

Am andern Morgen bekamen sie den Wirth nicht zu sehen, sie bezahlten der Frau Wirthin ihre Zeche und sezten sich auf ihre Pferde und reisten weiter. Unterweges wurden mancherlei ernsthafte Betrachtungen über die Frau Wirthin

und ihren bejammernswürdigen Ehemann angestellt und der Hofmeister machte die Bemerkung, daß sie wohl nicht viel dergleichen unglükliche Ehen antreffen würden.

Indessen war es Mittag geworden, und sie sahen sich genöthigt, in das erste, beste Wirthshaus, worauf sie stiessen, einzukehren. So wie sie in des Wirthsstube hereintreten, sahen sie einen wunderbaren Anblik. Der Wirth stand vor einem Waschfaß mit aufgestreiften Armen und wusch die Windeln aus, indessen er mit einem Fuß zugleich eine Wiege bewegte, um das darin liegende Kind im Schlafe zu erhalten. Der Wirth, dem die Gesellschaft zu unerwartet in die Stube gekommen war, wuste vor Angst nicht was er machen sollte; er zog den Fuß von der Wiege und seine Hände aus der Wanne, troknete sie aus Ermangelung eines Handtuchs an seinem Schnupftuch. Er entschuldigte sich so gut er konnte, daß er sich eben gewaschen habe, die Fremden würden es ihm auch geglaubt haben, wenn nicht seine Frau, auf das Geschrei des Kindes in der Wiege, wie eine Furie in die Stube wäre hereingelaufen gekommen.

Du Schinderknecht! — war ihre sanfte Anrede — willst du das arme Wurm in der Wiege sich todt schreien lassen und das Wasser, du Tagedieb, läßt du auch kalt werden, wie wirst du den Drek aus den Windeln herausbekommen?

Nicht so hizzig Frau Wirthin — sagte einer von den Fremden zu ihr. — Die Wirthin sprang noch weit schneller zur Stube heraus, bereitete das Mittagsessen und ließ sich nicht wieder sehen.

Wen mag doch die Wirthin gemeint haben? — fragte von Ehrenfried.

Mich nicht — sagte der Wirth — sondern meinen Sohn; der Junge läuft aber immer auf der Gasse herum und ich muß denn schon das thun, was er eigentlich thun sollte.

Nachdem sie zu Mittage gegessen hatten, reisten sie weiter. Zur Ehre des andern Geschlechts muß ich gestehen, daß sie nicht immer auf solche Subjekte stiessen, welche durch ihren schlechten Karakter dem ganzen menschlichen Geschlecht Schande machten. Nach Verlauf von einigen Tagen, kamen sie in eine Stadt, wo sie nach dem besten Wirthshaus fragten, wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie in die Stubenthür hereintraten. Der Gestank war so groß, daß

sie hätten umfallen mögen; es konnte auch wohl nicht anders sein, da die Betten der kleinen Kinder, nebst den nassen Windeln derselben, auf Leinen in der Stube aufgehangen waren. Kurz man mochte hinsehen, wohin man nur wollte, so erblikte man überall nichts, als Unflat und Sauerey und alles dies rührte von keinem andern her, als von der saubern Hauswirthin, welche dadurch nothwendig jeden Gast zurükscheuchen muste. Die Folge davon war, daß ihre Nahrung von Tage zu Tage fiel, daß jeder Fremde, so bald er eine solche unsaubere Wirthschaft bemerkte, sich in der Stille wegbegab und sich nach einem andern Wirthshause umsah, wodurch dies dem äussern Ansehen und auch seiner innern Einrichtung nach, grosse und geräumige Wirthshaus von Zeit zu Zeit im Credit fallen muste.

Die beiden Fremden zogen sich sehr bald aus der Stube zurük und sahen sich nach einem reinlichern Wirthshause um. Am allerschlimmsten hatte es der arme Mann dieser schweinischen Wirthin, indem er blos allein Schuld daran sein sollte, daß das Wirthshaus leer blieb, oder daß die Fremden, so bald sie nur die liederliche Wirth-

schaft sahen, sich sogleich wieder entfernten, und ein besseres Quartier aufsuchten. Die Frau warf ihrem Manne unaufhörlich vor, daß er mit den Fremden nicht höflich genug umgieng, daß er in seinem Anzuge zu unordentlich und liederlich wäre, da sie ihm doch mit dem schlechteste Beispiele vorgieng.

Diese Stadt war eine fürstliche Residenz und die beiden Fremden hielten sich einige Tage auf, weil eben damals ein hohes Beilager gehalten werden sollte. Der Kastellan muste sie im ganzen Schloß herumführen und ihnen alle Merkwürdigkeiten und Kunstsachen zeigen. Dem Edelmann fiel es gewaltig auf, daß die Frau Kastellanin ihnen auf allen Schritten folgte. Da er dem Kastellan ein Trinkgeld gab, riß seine Frau es ihm weg, besah es, und da es ihr zu wenig dünkte, gab sie es dem Edelmann zurük, und schimpfte ihren Mann gewaltig aus, daß er mit einem solchen Bagatell zufrieden sein wollte. Der Edelmann legte daher etwas ansehnliches zu, um nicht selbst mit der Frau in Zank zu gerathen, gab es dem Kastellan zurük, der es seine Frau in die Hand drükte.

Als die Fremden zurük ins Wirthshaus kamen, erzählten sie diesen sonderbaren Vorfall ihrem Wirth.

Das ist nichts neues — versezte der Wirth — die ganze Stadt weis es schon längst, daß der arme Mann unter dem Pantoffel stehet. Er heirathete seine Frau als ein blutarmes Mädchen und wollte sich recht gut bei der Wahl seiner Gattin vorsehen. Leider, leider hat sich der gute, ehrliche Mann betrogen, er hat einen Teufel von Weib ins Haus genommen, der ihn zum Sklaven gemacht. Bei seinem guten Posten, wobei ansehnliche Accidentien vorfallen, sollte man denken, müste er eine recht hübsche Haushaltung führen können. Aber so gehet es bei ihm so elend zu, daß der ärmste Tagelöhner nicht schlechter leben kann. Der gute Mann läßt es sich recht sauer werden, er darf sich bei seiner schlimmen Frau weder satt essen noch trinken. Alles was er verdient, kurz seine ganze Einnahme nimmt die Frau zu sich; er muß darben, und sie verwendet alles an den leidigen Staat.

Indessen sie noch im Gespräch begriffen waren, hörten sie ein gewaltiges Lermen — es war gerade Markttag und das Wirthshaus lag am

Markt — sie rissen die Fenster auf und hörten, daß sich zwei dem Anschein nach rechtliche Bürgerweiber um ein paar Tauben zankten, indem die eine die andere bei dem Kauf überboten hatte.

Die Eine. Du Hure, magst dich wohl viel mit deinem Gelde wissen, wenn dir nicht dein Kerl allezeit müste das Marktgeld geben, du würdest wohl mit deinem Manne schmale Bissen fressen müssen!

Die Andere. Was? bin ich eine Hure? bin ich eine Hure?

Die Erste. Was du bist, wirst du am besten wissen.

Die Andere. Was bin ich, eine Hure?

Und nun gieng es an ein Schlagen. Die Müzzen flogen von den Köpfen, die Haare wurden herausgerauft, alle fünf Nägelzeichen sah man auf den Gesichtern der Erbitterten und es schien an gar keine Versöhnung gedacht zu werden, wenn nicht mehrere von den Umstehenden sie auseinander gebracht hätten.

Es ist nicht zu glauben — fieng die Wirthin an — wie dies Pakzeuch, das Hurenkrob, diese Fätteln alle Waaren auf dem Markt so theuer machen, daß eine ehrliche Frau kaum es wagen

darf, auf den Markt zu gehen. Ich würde mich wohl hüten, solche theure Sachen einzukaufen, aber weil wir nun einmal den Gasthof haben, und noch immer viele feine, vornehme Leute bei uns einkehren, so muß man doch immer etwas Guts im Hause haben, wenn nicht mit einemmal alles zu Grunde gehen soll. Es ist eine wahre Sünde und Schande, wenn man auf den Markt kömmt und sehen muß, wie diese aller Welts Huren einem auf dem Fusse nachgehen, und alles, was man gern um einen guten Preiß kaufen könnte, theuer machen. Die Männer dieser Huren sind wahre Einfaltspinsel, sie lassen sich alles gefallen, und müssen nur froh sein, daß sie von den Lekkerbissen, welche auf Kosten der Galane angeschaft werden, etwas bekommen.

Hier giebt es noch mehrere Weiber — fuhr die Wirthin fort — welche ihre Männer recht quälen und sich kein Gewissen daraus machen, ihnen auch das lezte Hemde auszuziehen. So kenne ich eine, wo der Mann nicht immer, so wie sie gerne wünscht, den Beutel ziehen will; aber sie weis sich ganz vortreflich zu helfen, und verstehet die Kunst, dem Manne entweder mit Gewalt oder mit List, das Geld abzunehmen. Sie

macht sich kein Gewissen daraus, daß Zinn aus der Küche zu verkaufen, und damit ihr Mann das Fehlende nicht merken soll, stellt sie es etwas weit auseinander, damit es eben so viel läßt, als da es noch vollzählig war. Sie verkauft die silbernen Löffel, und giebt dann vor, das Gesinde habe sie verlohren, oder gestohlen. Leztens spielte sie ihrem Manne einen recht lustigen Streich. Sie ließ, da ihr Mann gerade nicht zu Hause war, aus der gewöhnlichen Bettkammer die Betten heruntertragen, und da ihr Mann nach Hause kömmt, macht sie ihn auf die Betten aufmerksam, sagt daß sie zum Verkauf gebracht wären, daß man nie wohlfeilere Betten kaufen würde; kurz sie beredet ihren Mann, daß er ihr 16 Rthlr. — so hoch rechnet sie den Kaufpreis an, — dafür giebt. Kaum hat sie das Geld empfangen, als sie mit ihren Galans es verpraßt.

Die Fremden wunderten sich nicht wenig über diese ihnen auffallende Schilderung von Weibern, da sie nach ihrer geringen Weltkenntniß sich unter dem sogenannten schönen Geschlecht lauter Engel vorgestellt hatten. Indessen stellte sich der Edelmann ans Fenster und sah gerade gegen über in dem andern Hause ein Frauenzimmer, das sich auf

eine phantastische Art gepuzt hatte. Balde machte sie das Fenster auf und zeigte sich den Vorübergehenden in ihrem ganzen Staat, dann warf sie das Fenster eben so schnell wieder zu, darauf stellte sie sich vor den Spiegel und besserte an ihrem Anzuge, dann gieng sie wieder ans Fenster, öfnete es ganz und legte sich mit dem halben Leib heraus. Der Edelmann glaubte, diese Person wäre halb irre und erkundigte sich beim Wirth, ob sie wirklich krank wäre. Der Wirth sagte den Fremden, diese Dame wäre die Gemahlin eines vornehmen Mannes, welche den ganzen Tag nichts weiter zu thun hätte, als am Fenster zu stehen; sie hätte es an der Gewohnheit, daß, so bald ein Fremder im Gasthofe einkehre, sie gar nicht vom Fenster wegkäme, bis es ganz finster geworden.

Was sagt aber der Mann zu dieser üblen Gewohnheit — entgegnete der Edelmann — die zum Nachtheil seiner Frau doch unendlich viel beitragen kann.

Was soll er sagen — antwortete der Wirth — wenn er viel sagt, muß er auch viel hören. Der Mann selbst hat nicht viel im Vermögen, desto grösser aber ist das Vermögen seiner Frau;

doch verdient der Mann bei seinem Posten mehr als die Interessen von dem Vermögen seiner Frau betragen. Wenn nun der Mann mit vieler Güte ihr manchmal Vorwürfe macht, über diese ihre seltsame Gewohnheit, wenn er ihr vorstellt, daß sie dadurch ins Gerede der Leute kommen könnte, daß es ihr so gut als ihm zur Schande gereiche: denn fängt sie etwan so an zu reden, wie wir das öfters hören müssen.

Wenn es einmal mein Wille war, einen Mann zu nehmen, den ich ernähren müste, so hätte ich wahrhaftig einen weit bessern bekommen können als dich. Nach meinem Vermögen, hätte ich mein schönes Silbergeschirr vor mir stehen, hielt eine grosse Dienerschaft, trug Sammt- und Seidene Kleider, konnte in Kutschen fahren und mir einen schönen Zug Mohrenköpfe halten. Und jezt muß ich einen Mann ernähren, der für meine Wohlthaten es sogar wagt, mir Gesezze vorschreiben zu wollen.

Ist es möglich — sagte der Edelmann — daß eine Frau so gegen ihren Mann handeln kann?

Es ist noch mehr möglich — versezte die Wirthin — eben diese Dame erlaubt sich alle

Freiheiten. Sie liebäugelt mit den Galans, die vor ihrem Fenster vorbeigehen, sie unterhält sich in allen Gesellschaften mit den jungen Herren, und nimmt es recht hoch auf, wenn einmal einer — wie wir gemeine Leute sagen — ihr eine Ehre anthut. Aber sie leidet nicht, das ihr Mann zum Fenster hinaus siehet, und macht grosse Augen, wenn er auf der Strasse auf ein vorübergehendes Mädchen hinblikt.

Alles dies — sagte der Edelmann — ist und bleibt mir unbegreiflich. Sollte der Mann nicht durchfahren können? Sollte er nicht zeigen können, daß er Herr im Hause wäre?

Das geht nicht so Ew. Gnaden — versezte der Wirth. — Er muß sich einmal sehr einschränken, und wenn er nicht von Jugend auf gelernt hätte, geduldig zu sein, so würde er sich vielleicht schon zu Tode geärgert haben. Wenn er nur etwas über die gewöhnliche Zeit ausbleibt, so fängt die Frau einen gewaltigen Lermen an. Sie bewegt gleich Himmel und Hölle, macht ihm die bittersten Vorwürfe und hat ihn im Verdacht, als wenn er bei einem Mädchen, im Weinhaus und was weis ich alles wo, gewesen sein sollte.

Wenn ich eine solche Frau hätte — versezte der Edelmann — wollte ich sie gewiß bald anders stimmen, und wenn alles Zureden, selbst Schläge ohne Wirkung wären, denn jagte ich sie zum Hause hinaus, und ließ mich förmlich scheiden.

Das gehet nicht immer so Ew. Gnaden — fiel der Wirth ein — wie Sie denken. Das hübsche Vermögen läßt man auch nicht so leichte im Stich; der gute Mann hat alles versucht, alle seine Bemühungen, selbst Drohungen und Schläge, sind vergebens gewesen. Die Frau ist einmal unverbesserlich, und wird wohl bis an ihr seliges Ende unveränderlich so bleiben. Denn ich sezze auch einmal den Fall, er schlägt zehn Teufel heraus, so schlägt er gewiß wieder tausend Teufel hinein.

Indessen sie so mit einander sprachen, kamen zwei rechtliche Bürger in die Stube, welche eine Kanne Bier forderten, und sich dabei mit einander unterhielten. Unter andern erzählte der eine folgende merkwürdige Geschichte.

Gestern Abend hat sich in einem gewissen Hause — sagte er — folgender lustiger Spaß zugetragen. Vor drei Wochen machten ein paar junge Leute Hochzeit. Dem Anscheine nach ver-

trugen sie sich ganz gut; zum Unglük aber muste die junge Frau schon vor ihrer Verheirathung einen Galan haben, der sie auch noch gerne als Frau besuchen wollte. Der Urian wuste erst nicht wie das Ding anzufangen wäre; endlich fiel ihm ein, mit dem Manne Bekanntschaft zu machen. Aus der Bekanntschaft wird in einigen Tagen eine sehr vertraute Freundschaft. Beinah alle Tage kommt der Liebhaber und besucht zum Schein den jungen Ehemann; zuweilen besucht er auch die Frau, wenn der Mann nicht zu Hause ist. Der Mann merkt Unrath und sucht daher hinter die Wahrheit zu kommen. Einmal spielt er mit seinem Nebenbuhler Karten, gehet hinaus in die Küche und macht sich die Hand schwarz voll Ruß. Er kömmt wieder in die Stube, puzt das Licht und puzt es aus. Die Frau steht auf, und will es wieder anstekken. Nein, liebes Kind, sagt er zu ihr, du möchtest dich im Finstern stossen, ich will es lieber selbst thun. Er springt auf, nimmt das Licht in die Hand, und schlägt mit der rustigen Hand sanft seine Frau auf den Mund. Bleib nur hier, mein Engel, ich will wohl selbst das Licht anstekken. Indessen der Mann draussen in der Küche ist, herzen und küssen sich die beiden

Leutchen in der Stube. Der Mann kömmt wieder herein, sezt sich ruhig an den Tisch, ohne sich etwas merken zu lassen. Der Mann stellt sich, als wenn er nichts merken wollte, im Grunde sah er aber sehr wohl, daß seine List gelungen war. Die Frau wunderte sich, daß ihr Galan ganz schwarz im Gesicht war, und meinte, daß er sich mit der Lichtpuzze müste haben schwarz gemacht. Das kann wohl sein, sagte der Mann, liebes Kind, du hast ihn aber vermuthlich mit deinem Munde wollen abwischen, sonst kann ich nicht begreifen, wie du auch so schwarz bist geworden. Der Galan stand sogleich auf, gieng fort, ohne ein einziges Wort zu sagen, ohne einmal Abschied zu nehmen. Der junge Ehemann wollte doch nicht, daß Jemand bei seiner Frau die schwarze Farbe sehen sollte und hat sie deshalb mit braun und blauer Farbe überstrichen, daß man lange Zeit nicht recht wissen konnte, was es eigentlich für Farbe gewesen.

Der Bürger wollte noch fort reden, wurde aber von einer Furie von Weibe plözlich unterbrochen, die mit grossem Geräusch unvermuthet in die Stube trat.

Du Ehrvergessener Schandbube — sagte sie — hat dich der höllische Teufel abermals zum Saufen verleitet, da sizzest du bei dem Bierglase, machst dich lustig, indessen mir alle Haussorgen auf dem Halse liegen bleiben. Weist du wohl, warum ich dich zum Manne genommen habe, warum ich dich zum Besiz meiner Güter eingesezt? aus keinem andern Grunde, als damit du mir pariren sollst. Der Herr thut so groß, als wenn er eigenes Geld hätte, da er mir doch immer erst die paar Pfennige, die er im Beutel hat, vorher stehlen muß.

Ueber ein solches Donnerwetter, das plözlich über des armen Ehemanns Kopf sich erhob, ward der Mann ganz blas und wuste vor Schrek nicht, was er sagen sollte. Bald erholte er sich doch wieder und sagte ganz gelassen und freundlich zu seiner Frau:

Meine liebe Frau, sei nicht böse, es gehet ja nicht über meinen Geldbeutel her. Der Gevatter unser Nachbar hat mich mitgenommen, die ganze Zeche gehet auf seine Rechnung, ich bezahle keinen Pfennig. Sei also nur ruhig, du weist ja, wenn du dich ärgerst, wirst du immer krank, und dann gräme ich mich auch.

Halts Maul, du Lumpenhund, das weiß ich wohl, daß ich mich noch um deinetwillen todt ärgern muß. Das Saufen gehet bei dir täglich fort.

Der andere Bürger wollte jezt auch ein Wörtchen mit reden:

Liebe Frau Gevattern — sagte er — ich habe ihren Mann mitgenommen, sonst wäre er gewiß nicht hierher gekommen. Sie muß sich nun auch zufrieden geben und nicht so böse sein. Trink sie einmal Frau Gevatter, laß sie sich schenken.

Ei was — sprach die Frau — behalt er sein Bier immer, er muß wahrhaftig denken, ich müste zu Hause Wasser saufen. So arg ist es noch nicht, ich saufe vielleicht in einem einzigen Tage mehr Bier, als ihr alle beide in einer ganzen Woche. Ich weis noch recht gut die Zeit, wo ihr alle beide noch nicht so viel hattet, eure Blösse zu dekken, wo euch noch das Hemde zum Hosen heraushieng, ihr Lumpenhunde! Und du sauberer Page, wer hat dich denn zum Mann gemacht, du giengest wahrhaftig betteln, wenn meine Frau Gevatter nicht alles an dich gewandt hätte. In welchem Zustande wärest du, wenn sie dich nicht genommen, wenn sie das Geld nicht

hergeben, daß du Meister werden konntest, wenn sie dich nicht in ihr Haus nahm, und das aus dir machte, was du jezt bist.

Sie fieng noch mehr an zu fechten und zu prampiren, daß sie gewiß beiden Männern einen recht derben Schlag versezt haben würde, wenn diese sich nicht fortgeschlichen hätten.

Die Fremden machten über diesen abermaligen sonderbaren Auftritt ihre Anmerkungen. Indessen war die Zeit verstrichen und der Edelmann begab sich mit seinem Hofmeister auf die ihnen angewiesene Stube und machten Anstalten, sich zu Bette zu legen.

Eben waren sie im Begriff, sich auszuziehen, als sie einen Zank zwischen ihrem Wirth und seiner Frau hörten. Da etwas sachte gesprochen wurde, konnten sie weiter nichts als folgendes hören:

Du Hure, mußt du dich so voll saufen, daß ich in deiner Sausse muß zu liegen kommen. Seich, du Hure, daß dir den Henker das Loch verstopfe, du solltest nicht mehr saufen, als du vertragen könntest!

Die Fremden, sahen hieraus, daß auch ihre Wirthin, so gut sie sich auch zu stellen wuste,

doch nicht die beste Frau war, und daß ihr Mann recht viel Geduld mit ihr haben muste.

Nach einigen Tagen verliessen sie die Residenz und sezten ihre Reise weiter fort. Sie kamen jezt in eine Stadt, wo sie ein Wirthshaus antrafen, worin sie alles nach ihrer Bequemlichkeit fanden. Der Bürgermeister und Stadtschreiber waren mit dem Gastwirth gut bekannt, besuchten ihn oft, und jezt war es dem Wirth um desto angenehmer, daß sie seinen Fremden Gesellschaft leisten konnten.

Der Bürgermeister fieng bei Tische zu erzählen an, daß diesen Morgen in der Rathsstube sich eine sonderbare Begebenheit zugetragen hätte. Eine Frau sei vor dem Rath erschienen und habe sich über ihren Nachbar beschwert, daß er einen Abtritt — welches sie einen Bürgermeister zu nennen beliebte — in seinen Hof habe bauen lassen, wovon der Unrath in ihren Hof liefe und ihr viele Ungelegenheit verursache. Sie bäte daher einen hochweisen Magistrat diesem Unwesen zu steuren. Der Stadtschreiber fragte hierauf noch einmal die Frau: Was den ihr Nachbar in seinen Hofe habe bauen lassen, daß ihr so viel Unbequemlichkeit verursache, und als sie noch ein-

mal geantwortet: einen Bürgermeister, muste sie für dies einzige Wort 10 Rthlr. Strafe geben, welches für den Magistrat ein artiges Einkommen war. Sie bezahlte sie auch gern und willig, allein wie sie vom Rathhause herunter gieng, hatte sie ein loses Maul; dafür hielten sie die Knechte zurük, stekten sie ins Gefängniß, und wir haben schon die Sache berichtet und erwarten jezt, was für ein Urtheil kommen wird.

Da siehet man — sagte der Edelmann — wie viel sich die Weiber mit ihrem bösen Maule Schaden thun können.

Ich habe selbst einen solchen Teufel von Weibe zu Hause — fiel der Bürgermeister ein — sie hört nicht eher auf zu keufen und zu beissen, bis ich sie zwei bis dreimal nach einander tapfer abgeprügelt habe; denn gehet sie erst in sich und bedenkt, hättest du das erstemal geschwiegen, so hättest du die Schläge nicht bekommen.

Das sollte ich kaum glauben — versezte der Hofmeister Schmidt — daß der Herr Bürgermeister eine so schlimme Frau hätten, die sich nicht anders, als mit Schlägen ziehen liesse.

Leider mehr als zu böse ist meine Frau — antwortete der Bürgermeister — ich zweifle, ob ihres Gleichen an Bosheit sonst in der ganzen Welt zu finden ist. Alles mögliche thut sie mir zum Verdruß, was sie sich nur erdenken kann. Es ist ihr eine wahre Freude und Wonne, sollte sie auch die Gelegenheit wie man sagt vom Zaune abbrechen, sich herum zu zanken. Und wenn sie nun einmal zu zanken anfängt, hört sie nicht eher auf, bis sie den Pukkel voll Schläge hat; denn schließt sie sich in ihre Stube, und ist so lange ruhig, so lange sie die Schmerzen fühlt. Sie ist so faul, daß sie stinken möchte, die Magd kann also alles thun, was sie nur will. Ich muß es wahrhaftig lassen gehen, wie es nur gehen will, ich habe mich wirklich schon halb todt und lahm geschlagen; schlage ich zehn Teufel heraus, so fährt der eilfte wieder hinein. Sie ist so durchaus böse und verdorben, mein Herr Baron, daß wenn sie etwas im Kopf hat, auch nicht dahin zu bringen ist, nur einen einzigen Bissen zu essen, und wenn sie auch manchmal mit ißt, so betet sie doch niemals im Tischgebet mit: Gieb uns Fried und Einigkeit; denn wenn wir an die Worte kommen, schweigt sie ganz stille.

— Sollte das wohl möglich sein — versezte der Edelmann.— Ich habe freilich zu wenig Kenntniß von dem weiblichen Geschlecht und von den Verhältnissen, die zwischen Eheleuten statt finden; so viel weis ich aber wohl, daß es mir wenig Mühe kosten sollte, meine Frau, wenn mich der Himmel einmal mit einer bösen heimsuchte, wenn noch irgend Verbesserung bei ihr möglich wäre, ganz umzuschaffen, wäre aber Strafe und Ermahnung vergebens, nun so sähe ich zu meiner eigenen Ruhe kein ander Mittel, als mich ganz von ihr zu trennen.

Dies gehet nicht immer so, Herr Baron, wie Sie denken, wenn nun die Frau etwas Vermögen hat, so will man das auch nicht gerne thun; gewisse Familienverbindungen legen einem solchen Schritt Hindernisse in den Weg, die öfters nicht zu vermeiden sind. Bei mir ist nun gerade der Fall, daß ich meinen nicht schlechten Posten, durch die Verwandten meiner Frau erhielt; das Vermögen derselben war auch nicht zu verwerfen, ich muste also über maches wegsehen, was ich allerdings schon wuste, ehe sie meine Frau ward. Ihre Unordnung — um noch eine von ihren Hauptuntugenden anzuführen —

gehet wirklich sehr weit. Wenn sie von einem Besuch, oder aus der Kirche kömmt, legt sie ihre Sachen nie ordentlich an den Ort hin, wohin sie gehören, sondern sie wirft sie herum. Wenn ich denn zuweilen sage: Laß doch nicht alles so herumliegen, mache doch nicht aus einer Arbeit zwei, wenn du deine Kleider ausgezogen hast, so lege sich doch gleich wieder an ihren Ort hin, so kannst du dir manche Mühe und Arbeit ersparen. — Nun gehet der Lermen los, sie will durchaus dergleichen Vorwürfe nicht leiden und ich werde auch hizzig und es sezt Prügel. Ich habe blos darum einen Tischkasten machen lassen, damit die Messer hereingelegt werden können, aber wenn wir essen wollen, muß sie erst immer die Messer zusammensuchen.

Sollte es aber nirgends eine gute Frau geben? — fragte der Edelmann.

Ich glaube nicht, fiengen alle einstimmig an.

Der Herr Gevatter Bürgermeister — sagte der Stadtschreiber — weis es am besten, was ich für ein Hauskreuz an meiner lieben Ehehälfte habe. Ich kann meine Frau jezt durchaus dazu nicht bringen, daß sie auf den Markt gehet und einkaufe. Ich muß wahrhaftig selbst gehen und

Fleisch, Eier, Butter und Käse einkaufen. Wenn sie selbst gehet, soll ich ihr allezeit 2 bis 3 Thaler Marktgeld geben; damit sie mit dem Gelde nicht allein auf dem Markt prahlen, sondern auch alles einkaufen kann, was sie siehet. Wenn sie also so viel nicht bekömmt, so schikt sie die Magd und diese betrügt mich wenigstens bei jedem Groschen um einen Pfennig. Ich muß also, wenn ich nicht Schaden leiden will, selbst auf den Markt gehen.

Mein Hausengelchen, oder mein Hausteuflein — fiel der Wirth ein — das Rabenaaß, macht es schon ganz anders, sie behält lieber den kleinen Provit, als daß sie ihn der Magd lassen sollte. Und für die Pfennige, die sie mir abknapset, kauft sie sich Rosinen, Mandeln und anderes Naschwerk. Ich bin der unglüklichste Ehemann von der Welt.

Indessen wurde ein kleiner Aufstand, weil eine Bothschaft an den Herrn Bürgermeister kam, daß er mit dem Stadtschreiber geschwind aufs Rathhaus kommen möchte, weil etwas von Wichtigkeit vorgefallen wäre.

Die Fremden machten daher, weil es eben ein schöner Tag war, einen Spaziergang durch

die Stadt, damit ihnen das Abendessen desto besser schmekken sollte. Der Wirth that den Fremden die Gefälligkeit, daß er ihnen Gesellschaft leistete. Da sie durch eine enge Gasse durchkamen, hörten sie ein gewaltiges Lermen, sie wurden darauf aufmerksam gemacht, und aus allen Umständen merkten sie, daß ein Mann seine Frau ganz erbärmlich prügeln müsse.

Der Mann schrie auf die fürchterlichste Art, halts Maul, schweig, schweig und ließ dazu die Karbatsche nicht unsanft auf ihren Pukkel fallen. Ehe man es sich versah, sprang die Frau zum Hause heraus, mit hängenden Haaren, mit blauen Augen und mit blutigem Kopf. Der Wirth, der die Frau von Ansehen kannte, erkündigte sich bei ihr, warum sie Schläge bekommen.

Ach! mein Herr — sagte sie zu ihm — wenn mich mein Mann schlägt, soll ich nicht schreien, und daß kann ich doch nicht lassen, wenn er mich auch erschlüge.

So schwiege ich immer — sagte der Edelmann — denn je mehr ihr schreit, je mehr bekommt ihr doch Schläge, je eher ihr aber aufhörtet zu schreien, je weniger Schläge bekämt ihr.

Da müste ich die gröste Närrin von der Welt sein — antwortete die Frau — daß ich dem Manne nachgeben sollte, denn wenn ich schwiege, denkt er, ich fürchte mich vor ihm. Und ich müste doch wohl recht dumm sein, wenn ich mich vor ihm fürchten sollte.

Den Fremden gefiel es in dieser Stadt so wohl, daß sie sich hier länger aufhielten, als sie sich anfangs vorgenommen hatten. Sie besuchten auch die recht schön angelegten Gärten vor der Stadt. Als sie einmal in einem derselben waren, hörten sie an dem anstossenden, der nur blos durch einen Zaun unterschieden war, ein ziemlich lautes Gespräch. Ihre Neugierde trieb sie an, sich an den Zaun zu schleichen und damit sie desto weniger bemerkt werden möchten, legten sie sich an denselben, so daß sie das ganze Gespräch, der daselbst versammelten Weiber vernehmen konnten.

Die Erste. Ich bin wohl recht zu bedauren, ich weis noch nicht den Unterschied zwischen einer Frau und einem Mädchen. Er hat, so wahr Gott lebt! von dem Hochzeittage an mich nicht berührt, er ist völlig unvermögend. Den ganzen Tag hustet er mir die Ohren voll, spricht von

weiter nichts, als Arzneinehmen, und wenn ich ihn zureden will, sich auch einmal eine kleine Veränderung zu machen, will er durchaus nichts davon wissen, sondern bleibt stets zwischen seinen vier Pfählen auf seinem Großvaterstuhl sizzen. Wie kann das gut Blut geben. Ich wundere mich daher ganz und gar nicht, daß er stets über Engbrüstigkeit, Stechen in den Seiten, Reissen im Rükken und der Teufel weis, worüber er alles klagt. —

Die Zweite. Ach! liebstes Schwesterchen, was willst du klagen, ich habe erst meine rechte Noth, ich habe mir eine wahre Ruthe auf den Rükken gebunden. Als ich meinen Mann heirathete, ließ ich mich durch den Doktortitel blenden. Ich dachte, hast du nur einen Doktor, nun hast du alles. Aber ich wurde wegen meines Stolzes hart genug bestraft. Kaum hat ich den Herrn Doktor zum Mann, als ich erst merkte, daß er ganz in Schulden stekte, und daß mein Vermögen gut genug war, sie zu bezahlen. Da hätte ich mir auch nicht so viel darausgemacht, wenn nur hernach Verdienst gewesen wäre, daß man hätte leben können. Was wollte der Tropf anfangen, Handarbeit konnte er nicht vornehmen,

das war unter seinem Stande. Mein ganzes Vermögen war nun fort, verdiente ich nicht das Brod mit Spizzenklöppeln, mein Mann müste betteln gehen.

Die Dritte. Ja, ja Frau Gevatter, ich glaubs gern. Mir ist es auch nicht viel besser mit meinem Manne gegangen. Er hatte keinen blutigen Heller, als ich ihn bekam; alle Betten, alle Mobilien, die wir haben, sind von meiner seeliger Frau Mutter. Das Haus darin wir wohnen hat mein seeliger Vater mit baarem Gelde bezahlt. Daraus machte ich mir nichts, wenn nur mein Mann etwas verdienen könnte, daß ich ihn nicht ganz und gar ernähren müste.

Die Vierte. Ach! ich wollte, daß der Henker meinen Mann noch eher geholt hätte, ehe ich ihn zu sehen bekommen. Ich bin von vornehmen Stand und meines Mannes Vater war ein blosser Dorfschneider. Es ist wahr, er ernährt mich und das ganze Haus reichlich, allein was kann das alles helfen. Ich halte nun einmal viel auf den Stand und ich wollte weit lieber meinen Mann ernähren, wenn ich das Vermögen dazu hätte, wenn er nur von höherm Stande wäre, als mich von ihm ernähren zu lassen.

Allezeit muß ich mich schämen, wenn seine Mutter zu uns kömmt; aber ich habe es ihr gleich von Anfang so artig durch die Mägde vorbringen lassen, daß sie niemals mit uns an den Tisch essen darf, sondern allezeit draussen mit dem Gesinde essen muß.

Die Fünfte. Auf den Stand kömmt gewaltig viel an. Mein Mann ist Gottlob aus einem vornehmen Stamm, alle seine Vorfahren sind Doktoren gewesen; er soll es auch werden, ich will so viel Geld auf unser Haus dazu aufnehmen, daß er Doktor werden kann, und wenn es tausend Thaler kosten sollte.

Die Sechste. Beinah hätte ich vergessen zu fragen, ob Niemand von der Gesellschaft vor acht Tagen auf Andressens Hochzeit gewesen ist? Das war für die reichen Leute, indem man sagt, daß sie selbst nicht wüsten wie viel sie hätten, war eine rechte Lumpenhochzeit. Kaum sieben Essen wurden aufgetragen, und der Wein währte nur so lange, als das Gebratene auf den Tisch stand. Er kam bald darauf weg, ehe man es sich versah und gewiß viele hätten so wie ich noch ein paar Gläser getrunken. Und mit dem verfluchten Rangstreit, da hätte ich mögen des Teufels wer-

den. Man brachte mich ganz unten hin, als wenn ich gar keinen Rang in der Welt hätte.

Die Siebente. Das muß einen wirklich verdriessen, wenn man so heruntergesezt wird. Aber Frau Gevattern — sagte sie zu ihrer Nachbarin, welche die Achte in der Reihe war — warum sizzen sie so in tiefen Gedanken? Sie können vermuthlich noch nicht ihren lieben seeligen Mann vergessen? Lassen Sie es gut sein, wenn Sie einen Mann haben wollen, denn wollen wir Ihnen bald verschaffen.

Die Achte. Gottlob! das ichs überstanden. Ich werde nun wohl den jungen, artigen Menschen Herrn Ernst heirathen, den ich schon bei Lebzeiten meines Mannes liebte. Ich habe recht viel an ihn gewandt, da er arm ist, manch schönes Kleid habe ich ihm machen lassen, und manche hundert Thaler zugeworfen. Ich habe das Aussuchen. Mehrere, als ein Schreiber, ein Verwalter und ein Kaufmann, haben sich mir anbiethen lassen, aber ich werde wohl bei Ernsten bleiben. Ob er gleich weiter nichts als ein Student ist, so habe ich ja Geld genug, daß ich aus ihm kann machen lassen, was ich nur will. Er soll ein Doktor werden.

Die Neunte. Ja, ja, die Studenten sind herrliche Jungens; und wenn mirs ja Einer thun soll, so thue es mir ein Student.

Die Zehnte. Ich lobe mir auch die Studenten; wenn auch der Zehnte keinen Heller im Beutel hat, das macht nichts aus. Wenn mir einer gefällt, so habe ich ja Geld genug, ihn reichlich zu erhalten. Ich sehe bei dem Heirathen blos auf die Liebe; mein voriger Mann hatte ja ebenfalls nichts, uns fehlte es aber nie an etwas, aber so konnte ich ihn nicht lieben, indem mein jezziger Liebhaber mir im Wege stand.

Die Eilfte. Ach ihr lieben Weiberchen, verzeihet, daß ich auch ein Wörtchen mit sprechen darf. Um einen guten Rath wollte ich wohl bitten, vornemlich bei ihnen Frau Gevatter. Was soll ich wohl mit meiner ältesten Tochter machen? zwei Freier sind bereits da, aber ich wollte ihr wohl lieber einen Doktor geben. Kürzlich ließ sich ein Goldschmidt antragen, er bekam aber einen Korb und wird so bald nicht wieder kommen.

Die Zwölfte. Ich bin ganz ihrer Meinung Frau Gevatter. Der Hr. Lic. Knobloch hat von

grossem Glük zu sagen, daß er meine Tochter bekommen, welches wahrscheinlich nicht so leicht geschehen wäre, wenn er nicht meines Mannes Duzbruder wäre. Ich gab ihr doch gleich tausend Thaler baar Geld mit, welches keine Kleinigkeit bei jezzigen nahrlosen Zeiten ist.

Die Fremden hatten nun schon genug an dieser Unterhaltung und wollten nichts weiter wissen, sie begaben sich daher wieder nach Hause. Indessen hatte sich der Stadtschreiber wieder im Wirthshause eingefunden und nachdem er bei einer Flasche Wein ziemlich munter geworden war, gieng es über die armen Weiber her.

Die Herren — sagte er — habens gut, daß sie keine Weiber haben, so haben sie auch kein zeitliches Fegefeuer; aber ich habe die Hölle und das Fegefeuer beisammen. So elend geht es mir aber doch nicht, als meinem Nachbar, der hat vollends einen Teufel, daß, so oft ich vor ihr oder ihrem Hause vorbei gehe, ich allezeit ein Kreuz mache.

Erschreklich und unglaublich ist es, was ich von je her von ihr habe erzählen hören; ich glaube, daß auf der ganzen weiten Welt eine solche Hure gar nicht zu finden ist. Noch in diesem

Frühjahr, da ihr Mann auf den Tod krank lag, gerade an dem Tage, da der Priester ihn berichtete, fuhr sie mit ihren Galanen nach ihrem Garten spazieren. Bei der Rükfahrt brachte sie die jungen Herren durch einen geheimen Eingang in ihr Haus. Sie konnte von manchen dieser Flüchtlinge ziehen, weil sie schönes Vermögen hatten, aber so war sie so einfältig, daß sie noch zu gab. Dem lezten Galan ließ sie Kleider machen, welche mit andern Geschenken leicht zu 400 Rthlr. können angeschlagen werden und ausserdem bekam er zum Abschiede und zum ewigen Andenken noch 600 Rthlr. baar.

Sollte man wohl glauben, daß so etwas möglich wäre! sagte der Edelmann.

Dies und noch andere Dinge sind möglich und wirklich geschehen — antwortete der Stadtschreiber — das war nur eine Kleinigkeit. Der nemliche Galan hatte vorher mehr als 3000 Rthlr. von ihr theils an baarem Gelde, theils an Geschenken bekommen. Drei Jahr unterhielt sie ihn in allen Stükken; denn er war für sich blut arm und kam zerlumpt und zerrissen hierher.

Merkte aber davon der Mann nichts? fragte der Edelmann.

Freilich muste er es am Ende merken, versezte der Stadtschreiber. Er muste mit der Zeit einen grossen Defekt in seinem Kasten gewahr werden. Als sie einmal zusammen im Bette lagen, sie mit ihrem Mann, fängt sie an: Lieber Mann, ich habe schon seit einigen Tagen mich bei dir erkundigen wollen — werde aber ja nicht böse — ob du etwan Geld aus dem Geldkasten genommen hast? Wie so genommen? — versezte der Mann, ohne sich merken zu lassen, daß er schon etwas von dem Verluste wüste. Ist Geld weg? fragte er hastig — da schlagen alle, heilige Donnerwetter zehntausendmal darin. — Die Frau hatte eine solche Antwort nicht vermuthet, war bestürzt, und sagte zitternd: sie hätte nur fragen wollen, es käme ihr vor, als wenn etwas fehle. — Der Mann springt aus dem Bette heraus, siehet nach seinem Gelde und findet den gewaltigen Defekt. Die Frau wuste nun keine andere Entschuldigung vorzubringen, als daß sie vermuthlich einen Hausdieb haben müsten. Das glaube ich selbst — sagte der Mann — und holte die Karbatsche. Er kam damit zurük ans

Bette und sagte: Du Hure bist der Hausdieb und Niemand anders; und schlug so lange auf seine Frau los, bis sie es gestand.

Dies ist der gerechte Lohn solcher Vetteln — sagte der Hofmeister —

Aber was hat nun der Mann davon — versezte der Stadtschreiber — daß er seine Frau ungesund geschlagen? Er prostituirt gewissermassen sich selbst und seine Frau; denn so etwas kann nicht verschwiegen werden, das Gesinde ist zu schwazhaft. Jeder weist auf ein solch Weib mit Fingern und sagt: da gehet die Erzhure.

Die Fremden begaben sich hierauf in ihr Schlafgemach und reisten den andern Morgen mit Tagesanbruch weiter. Sie kamen Nachmittag in eine Stadt, wo eben ein grosses Leichenbegängniß gehalten ward. Wer ist gestorben? fragten sie den Wirth.

Ein grundehrlicher braver Mann, war des Wirths Antwort.

So hat er vermuthlich ein böse Frau gehabt?

Mehr als zu böse ist sie — sagte der Wirth — sie hat ihn so lange gequält, bis sie ihn unter die Erde gebracht.

Nach der dasigen Sitte befand sich die Frau auch unter den Leidtragenden. Sie heulte und schrie und gebärdete sich fürchterlich, so daß man hätte denken sollen, daß sie ihren Mann in der That bedauerte. Aber den andern Tag war in der ganzen Stadt das Gerede, daß sie zerschnittene Zwibeln in das Schnupftuch gewikkelt, um sich Thränen zu erpressen, und die Haare, welche sie sich ausgerissen, falsche Haare waren, die sie von einem Friseur zu dem Ende erkauft hatte.

Hier hielten sich die Fremden nicht lange auf, sondern reisten gleich den andern Tag wieder ab und kamen gegen Abend an einen Ort, wo sie im Wirthshause eine Wittwe zur Wirthin antrafen, deren Mann erst vor drei Tagen gestorben war, und ihr sechs unerzogene Kinder hinterlassen hatte. Sie schien sich gar nicht trösten zu wollen, und der Edelmann bedauerte sie von Herzen. Aber welche Erscheinung! Am andern Morgen suchte der Edelmann seinen Reitknecht bei den Pferden, fand ihn aber nicht, nun wollte er ihn wekken, wie groß war aber sein Erstaunen, als er ihn im blossen Hemde, mit den Hosen in der Hand, aus der Frau Wirthin Schlafkammer herausschleichen sah.

Sie reisten gleich weiter. Nach einigen Tagen kamen sie in einen Gasthof, wo die Frau Wirthin aus der Oberstube heraus sah, der Wirth aber die Unterstube scheuren muste, weil noch denselben Abend eine grosse Gasterei darin sollte gehalten werden. Die Fremden bekamen also die Oberstube angewiesen. Bald wurden sie auf einen Lermen aufmerksam, der unten vorgieng, und wie sie hernach vom Hausknecht erfuhren, daher entstanden war, weil die Magd ihrem Herren zum Scheuern Wasser zugetragen hatte, da sie doch bei der ihr von der Frau angewiesenen Arbeit hätte bleiben sollen.

So weit gehet das Reisejournal der beiden Fremden, weil sie müde waren, es in der Art weiter fortzusezzen. Man siehet daraus, daß es überall mehr böse Weiber giebt, als gute, wenigstens hatten sie nie das Glük auf ihrer Reise eine gute anzutreffen: denn selbst wenn es auch anfangs schien, sie wäre ein Engel, fand sich doch hinterher, daß sie bloß die äussere Gestalt angenommen, aber im Grunde ein Teufel war.

Die gröste Gabe des Himmels, die man sich in diesem Erdenleben wünschen kann, ist ein gu-

tes Weib, und wenn man so glüklich nicht sein soll, ein mittelmässiges. Aber ein böses Weib, in dem ganzen Umfang dieses Worts, ist die gröste Strafe, die härter ist als Festungs- und Zuchthausstrafe. Viele Männer verdienen aber auch kein gutes Weib, weil sie es blos unglüklich machen würden, sie wünschen gewissermassen eine Frau, die mit ihren Gesinnungen übereinstimmend denkt; und dann ist freilich das Unglük nicht so groß, indem Null mit Null aufgehet.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2470 . . .

1 - 3 = 2000 -
Mai 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mursinna, Friedrich Samuel, 1754-1805

Komische Erzählungen im Geschmak des de la Fontain

Bd.: 1. - 2. Aufl. - 1795. - VIII, 248 S.

Halle u.a. 1795

Rem.IV 2470-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781667-6
VD18 12004073-001